

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Das neue Baden. 1948-1949 1948**

122 (31.12.1948)

# DAS NEUE BADEN

TAGESZEITUNG DER DEMOKRATISCHEN PARTEI FÜR BADEN

Verlag: Demokratische Verlagsgesellschaft mbH, Lang (Baden), Beckstraße, Oberbairische Bank, Filiale Lang, Postfach 4400 Freiburg, Redaktion: Lang, Telefon 2564. — Geschäftsstelle und Bezirksredaktion: Rastatt, Telefon 2527. — Postfach 4400 Karlsruhe 2046, Geschäftsstelle und Bezirksredaktion: Rastatt, Geschäftsstelle und Bezirksredaktion: Offenburg, Telefon 1239. — Geschäftsstelle und Bezirksredaktion: Freiburg i. Br., Telefon 4703. — Geschäftsstelle und Bezirksredaktion: Lörrach, Telefon 2527. — Erscheinungstage: Dienstag, Donnerstag, Samstag. — Bezugspreis: DM 2.— einschließlich Trägerlohn, DM 2.50 bei Postbezug. — Gültige Anzeigen- und Preisliste 4 — Telegramm-Adresse: „Neubaden“

NR. 123/2. JAHRG.

A 8

FREITAG, DEN 31. DEZEMBER 1948

PREIS 30 PFENNIG

## 1949: Das Jahr der Entscheidung

Nicht Parteigeschichte, sondern deutsche Geschichte muß in Bonn gemacht werden / Wirtschaftliches Denken in Bundesgrenzen erforderlich

Neujahrs-Interviews — Frankreich begrüßt internationale Ruhrbehörde — Reaktionen der Westunionsmächte erhielten Atlantik-Pakt-Entwurf — Tschiangkaischek erörtert Friedensverhandlungen mit Kommunisten

Zum vierten Male seit Kriegsende künden die Glocken zu mittelnächtlicher Stunde den Beginn eines neuen Jahres. Noch fehlt uns der Friede, noch warten wir vergebens auf die Heimkehr der letzten Kriegsgefangenen, noch fehlen die Zeichen einer wahrhaften Demokratie in Gestalt der eigenen Selbstverantwortung. Jahre ungeheurer seelischer und materieller Not liegen hinter uns. Mutet es da nicht wie ein Wunder an, daß die Menschen immer noch den Mut zum Leben und die Kraft zum Schaffen finden? Nur ein tiefer Glaube an die eigene Kraft und die Hoffnung auf eine doch noch lebende Gerechtigkeit der Umwelt sind die Kraftquellen, aus denen wir in dieser Notzeit schöpfen.

Das Jahr 1948 brachte uns harte Belastungsproben. Wohl gab es uns den Marshall-Plan und damit eine gewisse Entspannung auf dem Gebiet des Ernährungssektors. Aber die Jahre seit Jahren vorhandene Armut wurde erst durch die Währungsreform deutlich sichtbar. Hunderttausende von Menschen sind nicht nur verarmt, sondern gerade der wirtschaftlich schwächste Teil — die Alten, die Veteranen der Arbeit, die Arbeitsunfähigen und die zahllosen Opfer des Krieges — steht vor einem Nichts. Sie haben lediglich die Hoffnung auf eine bescheidene Hilfe durch den Lastenausgleich. Kein Zeichen eines baldigen Friedens ist sichtbar. Selbst der Zusammenschluß der drei westlichen Zonen ist nicht verwirklicht worden, und der Kampf um Berlin steht nach wie vor im Zeichen höchster Spannung! Und doch kann das Jahr 1948 zum Ausgangspunkt einer neuen geschichtlichen Periode für unser Volk und Land werden, wenn der Parlamentarische Rat in Bonn sich dazu entschließen kann, nicht Parteigeschichte, sondern deutsche Geschichte in Gestalt der kommenden Verfassung zu machen. Und darin liegt die Bedeutung des kommenden Jahres.

Es gilt für das, was heute noch Deutschland heißt, eine neue Gemeinschafts- und Lebensform zu finden, in die auch die Ostzone jederzeit einbezogen werden kann, wenn der Druck der SMA und SED demaleinst gewichen ist. Dieses neue Deutschland auf föderativer Grundlage, verwurzelt im demokratischen Ideengut auf allen Gebieten, wird nicht nur die schwere Aufgabe des Wiederaufbaues unserer aus tausend Wunden blutenden und in sich zerrissenen Deutschlands schlechthin haben, sondern es wird in die europäische Volkergemeinschaft hineinzuwachsen müssen. Deshalb ist es notwendig, daß wir aus den Fehlern von Weimar und unseren eigenen Fehlern lernen, um sie in Bonn nicht zu wiederholen und sie aus unserem weiteren Leben auszuschalten. Deshalb darf Bonn nicht zum Turnierplatz an sich wichtiger, aber für das Ganze gesehen nebensächlicher Fragen werden, sondern dort soll wirklich nur die Lösung der großen Probleme gefunden werden.

Große Aufgaben stehen vor uns! Zu Beginn des Jahres werden wir zur Entscheidung über die zukünftige deutsche Bundesverfassung aufgerufen werden; ihre Annahme wird nur einen mechanischen Wahlakt darstellen. Wichtig ist, daß wir sie nachher auch mit wirklich lebendigem Geist erfüllen. Anschließend wird auf Grund eines noch zu bestimmenden Wahlgesetzes die Wahl zur Bundesversammlung erfolgen, wobei dem Wert der Persönlichkeit ausschlaggebende Bedeutung beigemessen werden sollte. Wir werden Gelegenheit erhalten, unsere politische Reife vor der Welt unter Beweis zu stellen. Die Wahl des Bundespräsidenten wird folgen. Bundesverfassung und Bundesparlament müssen aber zur Berücksichtigung unserer heutigen Länderparlamente herabgeleitet, wenn man die Verfassung nicht als wirklich unverletzliches Recht betrachtet und dem Bundesparlament nicht wirklich echte parlamentarische Selbstverantwortung geben würde. Es wäre der größte Fehler, wenn in der Verfassung Rechte gewährt würden, die durch das Besatzungsstatut nicht gewährleistet sind. Wir sind an einem Punkt angelangt, wo man erkennen muß, daß Demokratie nicht verordnet werden kann, sondern erlebt werden muß. Diesen Weg zu beschreiten liegt nicht allein in unserer Macht.

Mit der Neubildung der Bundesrepublik Deutschland wird aber auch die Neugestaltung der Länder Hand in Hand gehen müssen. Für uns in der Südwestzone ist diese Frage von entscheidender Bedeutung. Wir brauchen den Zusammenschluß von Baden und Württemberg unter möglicher Ein-

beziehung der Pfalz — unter Festlegung gewisser Garantien — aus politischen und wirtschaftlichen Gründen, wenn wir politisch in der zukünftigen Bundesrepublik nicht einflußlos bleiben und wirtschaftlich nicht verkümmern wollen. Neue Zeiten erfordern neue Formen; Erinnerungen an längst überholte Zeiten sind schön, aber unproduktiv. Und schließlich darf der Gedanke des Zusammenschlusses nicht etwa daran scheitern, daß man konfessionelle Strukturveränderungen befürchtet.

Diese Frage des Zusammenschlusses wird zu Beginn des kommenden Jahres akut werden, wenn Verhandlungen über eine Umbildung oder Erweiterung der derzeitigen südbadischen Regierung aufgenommen werden sollen. Die Demokratische Partei wird nur

dann über eine Koalitionserweiterung verhandeln können, wenn in der Person des Staatspräsidenten die Gewähr gegeben ist, daß er aus innerster Überzeugung heraus den Zusammenschluß bejaht und bereit ist, ihn entschlossen und ohne Verzögerungstaktik auf Grund der Karlsruher Beschlüsse in die Tat umzusetzen.

Das hat mit Zentralismus nicht das Gerügte zu tun. Man kann geteilter Meinung sein, ob die nunmehr in Bonn vorgezeichnete Gestaltung der Bundesfinanzverwaltung zweckmäßig und im Interesse der Länder gelegen ist, denn niemand wird den Wunsch haben, die Länder wiederum zu Kostgängern des Reiches zu machen. Man kann auf einer Reihe von Gebieten Anhänger einer weitgehenden Dezentralisierung der Verwal-

tung sein, — aber in der Frage des Südweststaates gibt es keine Kompromißlösung, denn sie ist die Voraussetzung für unsere wirtschaftliche Lebensfähigkeit überhaupt und unsere politische Einflußsphäre innerhalb des zukünftigen deutschen Bundesstaates. Und deshalb wünschen wir hier gleich zu Beginn des Jahres, klare Entscheidungen zu sehen.

Wenn wir die großen wirtschaftlichen Aufgaben, die vor uns liegen, überhaupt meistern wollen, dann müssen wir uns daran gewöhnen, nicht mehr in Zonen-grenzen, sondern in den neu zu schaffenden Bundesgrenzen zu denken. Die gemeinsame Not erfordert auch eine Gemeinschaftsleistung der Hilfe. Nur so können wir die Frage des Lastenausgleiches lösen und damit wirkliche Hilfe für alle Opfer des Krieges in der mannigfaltigsten Art bringen. Nur so kann eine wirkliche Steuerreform Abhilfe schaffen und nur so kann eine wirkliche Sozialversicherung neu entstehen, deren Voraussetzung allerdings eine von den Fesseln der Zwangswirtschaft befreite und in lebendigem, persönlichem Kontakt mit dem Ausland stehende leistungsfähige Wirtschaft ist. Und nur gemeinsam werden wir die schweren Kriegslasten tragen können. Aber auch nur auf der Ebene der gemeinschaftlichen Handlung werden wir den Kreuzweg gegen die Überhöhung der Preise erfolgreich bestehen können. Auch die Wirtschaft steht in dem neuen Jahr vor großen und schweren Aufgaben. Niemand wünscht, daß die Lohn- und Preisspirale ihren Fortgang nimmt, die im letzten Ende zu einer inflationistischen Gefahr werden müßte. In der wahrhaften Kalkulation, die von der Verantwortung des königlichen Kaufmannes getragen sein muß, liegt die letzte Entscheidung für die Sicherung der freien Wirtschaft. So wird auch auf wirtschaftlichem Gebiet das kommende Jahr zu einem Entscheidungsjahr.

Der Glockenklang, der das Jahr 1949 begrüßt, mahnt alle zu höchster politischer Aktivität, realer Erkenntnis und Mut zur Verantwortung. In diesem Geist wollen wir uns an die Arbeit begeben und mit dem Voratz beginnen: „Am Anfang stand die Tat!“

### An die Parteifreunde in Stadt und Land!

An der Schwelle des neuen Jahres richten wir den Blick zurück auf den unaufhaltsamen Fortschritt, den die Demokratische Partei dank Eurer Mitarbeit und Eures Bekenntnisses zu ihr genommen hat. Sie konnte damit auch in der Opposition Dienerin am Wiederaufbau sein. Dieser erhielt durch die Währungsreform den nötigen Impuls. Nach besten Kräften wollen wir auf dem hiermit gewiesenen Weg zur Gesundheit fortfahren, um endlich die wirtschaftliche Freiheit des Einzelmenschen wiederherzustellen, die allein Voraussetzung der politischen Freiheit ist. In ihrem Zeichen wollen wir uns einsetzen für den Zusammenschluß aller badischen und württembergischen Gebietsteile, um damit unsere wirtschaftliche Grundlage zu verbreitern und schließlich den Umländern der deutschen Demokratie den gebührenden Platz im Rahmen des zukünftigen Deutschen Bundes zu sichern.

Unser erster Gruß gilt in dieser Stunde den deutschen Brüdern und Schwestern in der Ostzone.

Lang, den 31. Dezember 1948

Landesvorsitzender der DP

### Deutschland muß sich auf sich selbst besinnen

Deutsches selbstverantwortliches Eigenleben muß gefestigt und ausgeweitet werden

Stuttgart. Vier Ereignisse des Jahres 1948 sind der erste Vorsitzende der FDP in den Westzonen, Professor Dr. Theodor Heuß, in einem Jahresrückblick als bestimmend für das deutsche Bewußtsein an: Die Währungsreform, die Aufhebung der gewerblichen Zwangswirtschaft, den Kampf um Berlin und die Arbeit an der westdeutschen Verfassung in Bonn.

Professor Heuß schreibt in seinem der Dema zugegangenen Rückblick, die wirtschaftlichen Entscheidungen seien, da sie jeden einzelnen unmittelbar berührten, stärker in die polemische Erörterung geraten und hätten zum Teil „das Wissen um die geschichtliche Bedeutung der Berliner Auseinandersetzung und des Bonners Versuchs“ verdrängt. Es werde notwendig sein, die geschiedenen Sachgruppen einheitlich zusammenzudenken, auch wenn eine geschlossene Zuständigkeit für sie nicht vorliegt. Allein daraus wachse das Verständnis für die Zusammenhänge, in denen man das deutsche Schicksal im Mächtekampf erkennen müsse.

Die erste Hälfte des ablaufenden Jahres habe unter Schmerzen, aber auch mit Hoffnungen geseendet, als über das wirtschaftliche, soziale und finanzielle Erbe der Hitlerzeit „die notwendige und grausame Bilanz gemacht wurde“. Unter krisenhaften Erscheinungen werde nun versucht, den festen Boden einer wieder sinnvoll gewordenen Arbeit zu betreten. „Indem sich dies im millionenfachen Einzelentschluß vollzieht“, schreibt Professor Heuß, „steht die Gesamt-Existenz des Volkes noch unter den Fragwürdigkeiten einer ungesicherten nationalen und internationalen Rechts- und Friedensordnung“.

Der FDP-Vorsitzende betont, es sei zwecklos, wünschend oder anklagend von den oder vor den Besatzungsmächten zu reden, „wenn sie sich selber nicht klarmachen, was ihr eigener Beitrag in dieser Krisenhaftigkeit sein kann und muß“. Die billige Flucht in das „grollende Ressentiment“ sei ebenso bequem wie vor drei Jahren die Würdelosigkeit der

### Ohne Weltstabilität keinen Weltfrieden

Forrestal fordert entscheidende amerikanische Maßnahmen zur militärischen Unterstützung Europas

Washington. Der amerikanische Verteidigungsminister James V. Forrestal forderte am Mittwoch entscheidende amerikanische Maßnahmen zur militärischen Unterstützung Europas, wies jedoch darauf hin, daß eine solche Unterstützung anfänglich nur in bescheidenem Umfang gewährt werden könne.

In seinem Jahresbericht widmete Forrestal ein ganzes Kapitel der „Frage des militärischen Selbstvertrauens Westeuropas“ und erklärte: „Dies ist eine Angelegenheit, mit der sich die Vereinigten Staaten in den kommenden Monaten in entscheidender Weise befassen müssen“.

„Wie im Falle des Marshall-Planes“, schreibt Forrestal, „werden der Wille und die Energie der westeuropäischen Nationen für jede hier getroffene Entscheidung von grundlegender Bedeutung sein. Es ist ganz klar, daß Waffen allein nicht ausreichen, um einer Nation Stärke und Sicherheit zu geben. Viel wichtiger ist der Wunsch des Volkes, seine nationale Integrität und seine persönlichen Freiheiten zu erhalten“.

Selbstbezeichnungen überflüssig gewesen sei. Was allein not tue, sei dies: „Den Raum des verantwortlichen Eigenlebens, zu dem 1948 die Türe geöffnet hat, zu festigen und auszuweiten“, sehr nüchtern, sehr fleißig und ohne Illusion, „aber auch ohne politisierende Spekulationen, denen dann neue Enttäuschung folgt“.

Die Deutschen seien nicht „noch oder wieder die Mitte der Welt“, wie es manchem vorkomme, sondern sie seien vielmehr in deren Sorgen ein Teil-Problem, und es müsse genügen, „daß sie zunächst für sich selber mitzuschaffen wissen. Dann gliedert sich ihr Schicksal langsam zurück in die größere Ordnung“.

„Die Kosten dieser Unterstützung für die freien europäischen Nationen, die zu den umfangreichen Geldmitteln hinzukommen, die wir jetzt und in Zukunft für unsere eigenen militärischen Einrichtungen ausgeben, werden unserem Volke schwerwiegende Entscheidungen auferlegen. Die Wahl ist meiner Ansicht nach jedoch eindeutig: Wir müssen alles in unserer Macht Stehende tun, um Europa sein Vertrauen und seine Hoffnung wiederzugeben. Die nationale Sicherheit kann nicht mehr in Maßstäben gemessen werden, die für die Vereinigten Staaten allein gelten, sie muß heute in einem weltumfassenden Rahmen behandelt werden. Ohne eine Weltstabilität kann es keinen Weltfrieden geben“.

„Es genügt nicht, Pläne für eine, wie wir hoffen, unüberwindliche Verteidigung gegen neue Waffen und neue Methoden der Kriegsführung zu entwerfen. Der wichtigste Schutz vor einem Kriege liegt darin, daß wir uns bemühen, seinen Ausbruch überall zu verhindern“.

# Schaffung einer internationalen Ruhrbehörde

Gründung eines militärischen Sicherheitsamtes — Höchstzeugung von Rohstahl jährlich 10,7 Millionen Tonnen — Keine Entscheidung über Eigentumsrechte — Deutschland kein Stimmrecht in Sicherheitsfragen

Paris. Das Schluß-Kommuniqué über die Ruhrkonferenz in London kündigt u. a. die Durchführung folgender Vereinbarungen an: 1. Schaffung einer internationalen Ruhrbehörde, deren Hauptaufgabe die Verteilung von Kohle, Koks und Stahl an Deutschland und die übrigen Länder sein wird. Außerdem wird sie sämtliche diskriminierenden Handelsmaßnahmen zu verbieten und die Interessen des Auslandes in der Ruhrindustrie zu schützen haben.

2. Gründung eines militärischen Sicherheitsamtes, das in Zusammenarbeit mit der Ruhrbehörde über die tatsächliche Abrüstung Deutschlands zu wachen hat. Im Hinblick auf die industrielle Abrüstung wird die Höchstzeugung von Rohstahl auf jährlich 10,7 Millionen Tonnen festgesetzt. Die von Byrnes im Jahre 1946 unterbreiteten Vorschläge zur Beibehaltung der Abrüstung Deutschlands werden, soweit erforderlich, übernommen.

3. Die Betriebskontrolle der Ruhrindustrie, der auch Frankreich vor kurzem beigetreten ist, wird im geeigneten Augenblick der Ruhrbehörde und dem Sicherheitsamt übertragen. 4. Die Frage der endgültigen Eigentumsrechte über die Ruhrindustrie wird weder durch die Londoner Besprechungen noch durch den Vertragsentwurf präjudiziert.

5. Die Besatzungsbehörden werden Deutschland bis zur Bildung einer deutschen Regierung in der Ruhrbehörde vertreten. Diese wird dann die Möglichkeit haben, dem Abkommen beizutreten. Sie wird jedoch kein Stimmrecht in Sicherheitsfragen haben.

Zusammen mit dem Kommuniqué wurde der Text des Entwurfes des Abkommens zwischen den sechs Mächten über die Schaffung der internationalen Ruhrbehörde veröffentlicht. Der Entwurf wird den sechs Regierungen zur Billigung vorgelegt werden.

Das Abkommen besteht aus einer Präambel, 15 Abschnitten und 35 Artikeln. Es umreißt die Stellung der Ruhrbehörde, ihre innere Organisation und die Verfahrensweise, sieht ihre Funktionen auf und enthält Bestimmungen über das Vorgehen im Falle, daß sich die deutsche Regierung nach Ablauf der Kontrollzeit weigert, die Entscheidungen der Ruhrbehörde durchzuführen. Außerdem enthält das Abkommen eine Reihe allgemeiner Bestimmungen sowie Angaben, auf welches Gebiet sich die Verfügungen der Behörde erstrecken werden.

In Artikel 8 wird bestimmt, daß die Ruhrbehörde aus einem Rat besteht, dem die Vertreter der Signatarmächte und später auch der deutschen Regierung angehören. Jeder Vertreter verfügt über drei Stimmen, einschließlich Deutschland, das bis zum Ende der Kontrollperiode durch je einen Delegierten der drei alliierten Oberbefehlshaber

vertreten sein wird. Die Beneluxländer besitzen drei Stimmen. Somit haben Belgien, Holland und Luxemburg nur je eine Stimme. Die Entscheidungen der Behörde, so heißt es in Artikel 9, werden bis auf einige Ausnahmefälle mit einer Mehrheit von acht Stimmen getroffen.

Die Funktionen der Behörde sind in Artikel 14 folgendermaßen definiert: Die Behörde regelt die Verteilung von Kohle, Koks und Stahl an Deutschland und die anderen Nationen. Sie hat außerdem das Recht, den wirtschaftlichen Kreislauf dieser Rohstoffe zu überprüfen, damit die deutschen Behörden sie nicht in einer den Beschlüssen der Behörde entgegengesetzten Richtung lenken können. Ferner wird die Behörde während der Kontrollperiode die Wahrung und den Schutz der ausländischen Interessen übernehmen. Bei Beendigung der Kontrollperiode werden der Behörde einige Vollmachten übertragen, die augenblicklich noch den Besatzungsbehörden obliegen, u. a. auf dem Gebiet der Abrüstung, der wirtschaftlichen Verflechtung und der Ausschaltung ehemaliger Nazis. Vor allem aber, so heißt es in Artikel 18, können für die Vollmachten übertragen werden, die die Besatzungsbehörden augenblicklich hinsichtlich der Führung der Ruhrbetriebe ausüben. Diese Vollmachten seien notwendig, um die Beachtung der allgemeinen Richtlinien hinsichtlich der Erzeugung, des Ausbaus und der Investitionen entsprechend den in der Präambel des vorliegenden Abkommens aufgeführten Zielsetzungen zu sichern.

Die Besatzungsbehörden werden garantieren, daß die Beschlüsse der Ruhrbehörde

durchgeführt werden. Diese Verantwortlichkeit wird später auf die deutsche Regierung übergehen. In dem Entwurf werden sodann die Maßnahmen erläutert, die zu treffen sind, wenn die deutsche Regierung diese Aufgabe nicht korrekt erfüllt.

Das Abkommen wird mit seiner Unterzeichnung in Kraft treten. Nach Bildung einer deutschen Regierung wird diese in die Behörde aufgenommen werden.

### Französische Regierung begrüßt Ruhrabkommen

Der französische Ministerrat nahm Mittwoch „mit Befriedigung“ von dem Sechsmächteabkommen für eine internationale Ruhrbehörde Kenntnis. In einem Kommuniqué des französischen Kabinetts heißt es, daß das Abkommen mit dem Standpunkt der französischen Regierung übereinstimmt. Den französischen Einwänden gegen die ursprünglichen Vorschläge zur Ruhrkontrolle kam das neue Abkommen durch die Schaffung einer militärischen Sicherheitsbehörde entgegen. Französischerseits war vor allem geltend gemacht worden, daß die Vorschläge in ihrer ursprünglichen Form keine Garantie gegen eine neue deutsche Aggression boten.

### Ruhrtreuhänderschaft unberührt

Der Entschluß des britischen und des amerikanischen Militärgouverneurs für Deutschland, die Ruhrindustrie und den Bergbau bis zur endgültigen Klärung der Eigentumsverhältnisse unter deutsche Treuhänderschaft zu stellen, wird, wie die Pressestelle des Zweimächtekontrollamtes am Mittwoch bekanntgab, durch das Ruhrabkommen der Londoner Sechsmächtekonferenz nicht betroffen. Die deutschen Treuhänder werden auch weiterhin für die Finanzverwaltung der Ruhrindustrie, das heißt in erster Linie für die Kontrolle über die Ertragsrechnung der einzelnen Unternehmen, verantwortlich sein.

## Nationalchina will verhandeln

Tschangkaitschek erörtert in Sonderkonferenz Fragen der Friedensverhandlungen mit Kommunisten

Schaanghai. Die Gouverneure der nationalchinesischen Provinzen und die Oberbefehlshaber der Regierungstruppen versammelten sich am Mittwoch in Nanking zu einer Sonderkonferenz, die von Generalissimo Tschangkaitschek einberufen worden war, um, wie es heißt, die Frage von Friedensverhandlungen mit den Kommunisten zu erörtern.

Unterdessen bereitet sich Schaanghai auf den „Totalen Krieg“ vor. Besondere Maßnahmen sind bereits von der Regierung gebilligt worden. Ab Mittwoch unterliegen Post- und Telegrammsendungen von und nach der Stadt der Zensur, und dem Zeitungsdruck wurde es verboten, unruhigstellende Nachrichten zu veröffentlichen.

Die chinesische Nationalregierung soll sich,

wie ein Reuter-Korrespondent am Mittwoch von zuverlässiger Seite erfährt, zur Zeit darum bemühen, in direkte Verhandlungen mit den Kommunisten für eine friedliche Beilegung des Bürgerkrieges zu treten. Dieser Entwicklung waren Berichte vorausgegangen, daß die Sowjetunion und die Vereinigten Staaten Nankings Erweisen um Vermittlung abgelehnt haben sollen. Großbritannien und Frankreich sollen sich ebenfalls reserviert verhalten.

### Ausländer unter den Streitkräften in Indonesien

Batavia. Wie aus militärischer holländischer Quelle mitgeteilt wird, griffen die holländischen Truppen in dem auf dem Osthang der Lawoe-Berge zwischen Surakarta und Medium gelegenen Gebirgsort Siragan 25 Deutsche, 15 Holländer, 20 Oesterreicher, 1 Tschechen und 2 Staatenlose auf.

Unter den in Djokjakarta Verhafteten befinden sich, wie aus Mitteilungen aus der gleichen Quelle hervorgeht, der ehemalige deutsche Matrose Hans Losche, der die zeichnerischen Entwürfe für die von der republikanischen Armee verwendeten Flammenwerfer lieferte, und der ehemalige Polizeichef von Sukabumi (Westjava), Coerper, der Mitglied der holländischen Nazi-Partei war und mit den Japanern während des Krieges zusammengearbeitet hatte.

### Atlantik-Pakt-Entwurf fertiggestellt

Washington. Der vorläufige Entwurf für einen Atlantik-Pakt wurde, wie aus dem amerikanischen Außenministerium nachstehenden Kreisen verlautet, am Mittwoch endgültig fertiggestellt. Die Botschafter der fünf Westunionsmächte und Kanadas übermittelten den Entwurf zur Billigung an ihre Regierungen.

### Vollbesetzter Zug in Fluß gestürzt Wasserhose in Brasilien

Rio de Janeiro. Eine Wasserhose ging über den Straßen Jacobina und Miguel Camon nordöstlich des Staates Bahia nieder. Nach den ersten Nachrichten aus Salvador wurden zwei Städte überflutet. Zahlreiche Opfer sind zu beklagen. Alarmierende Nachrichten kommen aus Jacobina, wo ein überfüllter Zug auf die Brücke des Rio Itapicuruim fuhr, die von den Fluten schwer beschädigt worden war. Die Brücke hielt der Belastung nicht stand, stürzte zusammen und riß den Zug mit sich in die Tiefe. Es wird mit mehreren hundert Toten gerechnet.

### Erweiterung des Fernsprechkverkehrs mit dem Ausland

Baden-Baden. Wie Südens vom Deutschen Postzentralamt für die französische Zone erfährt, sind ab 1. Januar 1949 Ferngespräche mit Voranmeldung (sogenannte „V“-Gespräche) im Fernsprechkverkehr mit Frankreich und der Tschechoslowakei zugelassen. Im Verkehr mit der Schweiz, Belgien und Schweden sind solche Gespräche bereits seit dem 1. Dezember 1948 möglich.

Seit dem 15. Dezember 1948 ist der Telefonverkehr der französischen Zone (ohne den französischen Sektor von Berlin) übrigens auch mit Australien, Neuseeland, Ceylon, Indien und Pakistan, Kenia, Tanganjika (nur Darassalam und Tabora), Uganda, Malta (nur La Valletta), Südafrika, Südwestafrika (nur Windhuk, Entabie, Kampala, Jinja, Masala) sowie mit den Schiffen „American“, „Mauritania“, „Queen Elizabeth“ und „Queen Mary“ zugelassen.

### Zusätzliche Sicherungsmaßnahmen wegen der Maul- und Klauenseuche in Südbaden

Freiburg. Zum Schutz gegen die Gefährdung der Viehbestände in Südbaden durch die Maul- und Klauenseuche wurde durch das badische Ministerium der Landwirtschaft und Ernährung angeordnet, daß sämtliche Schafherden bis auf weiteres der polizeilichen Beobachtung unterliegen. Ferner ist das Treiben von Schafherden in Südbaden bis auf weiteres verboten. Der Aufenthalt und das Weiden der Herden sind in jedem Fall auf die durch Pachtvertrag bezeichnete Gemarkung beschränkt. Schafherden aus Maul- und Klauenseuche-Sperrbezirken und 15-km-Schutzzonen um solche Bezirke dürfen nicht nach Südbaden gebracht werden. Das Überführen von Schafherden in die Kreise Rastatt, Bühl und Kehl ist im Hinblick auf die derzeitige Seuchenlage bis auf weiteres verboten. Der Transport von Schafherden innerhalb Südbadens darf bis auf weiteres nur mit der Bahn oder mit Fahrzeugen und unter Kontrolle des zuständigen Regierungsveterinärrats erfolgen. Nötigenfalls wird eine allgemeine Schutzimpfung der Schafe mit Maul- und Klauenseuchevaccine durchgeführt.

## Antisowjetische Widerstandsgruppen in Ostzone

Sabotage-Akte und Ueberfälle auf SED-Funktionäre

Berlin. Die Tätigkeit antisowjetischer Widerstandsgruppen hat in den letzten Monaten in der sowjetischen Zone stark zugenommen, verlautete aus der Zentralverwaltung des Innern in Berlin-Wilhelmsruh. Sabotage-Akte in den Betrieben und Ueberfälle auf SED-Funktionäre, die meist verschwiegen oder nur örtlich bekannt wurden, hätten sich ebenfalls gehäuft. Die Verstärkung der Polizeieinheiten der Ostzone werde nicht zuletzt auf diese Tatsache zurückgeführt. Die Widerstandsgruppen sollen meist nicht stärker als zehn Mann sein und untereinander nur eine lose Verbindung haben. Das Bestehen einer Zentralorganisation wird in der Zentralver-

waltung des Innern bezweifelt, weil sie nicht lange unbemerkt arbeiten könnte. Durch diese Widerstandsgruppen werde viel Westdeutscher Propaganda-Material unter die Bevölkerung der Sowjetzone gebracht, die dadurch noch immer „unruhig“ sei.

In Kreisen der ostzonalen Polizeiverwaltung wird vermutet, daß die Tätigkeit der Widerstandsgruppen deshalb so schwer aufzudecken ist, weil viele ihrer Mitglieder gleichzeitig auch der SED angehören. Nach bisher vorliegenden Unterlagen sollen monatlich bis zu tausend Personen, die bei illegaler Tätigkeit gefaßt wurden, der NKWD übergeben worden sein.

## Katakombenkirchen in Rußland

Jesuitenpater spricht über russische christliche Untergrundbewegungen

Zu den in der westlichen Welt wenig bekannten „Katakombenkirchen“ der Sowjetunion gab ein ukrainischer Jesuitenpater, der in der russischen christlichen Untergrundbewegung tätig war und vor einem Jahr aus der UdSSR nach Westdeutschland kam, einem DENA-Vertreter interessante Einzelheiten bekannt.

Der Jesuit, der bis vor kurzem noch ständige Verbindungen zu Katakomben-Priestern in Rußland unterhielt, ist inzwischen in Rom gewesen, um dem Vatikan seine Beobachtungen und Erfahrungen zu berichten. Die jetzige, von Stalin seit 1943 anerkannte und geförderte offizielle Kirche mit dem Patriarchen Alexei an der Spitze bezeichnete der Jesuit als ein „williges Instrument in den Händen der Sowjets“. Die Priesterschaft bestche immer mehr aus Agenten der Kommunisten, NKWD-Leuten und Atheisten. Von der alten Priesterschaft seien nur noch zehn Prozent übriggeblieben. Der Rest sei in Zuchthäusern, in Gefängnissen, in Sibirien oder tot. Von 1943 bis 1945 sind in Rußland 35 000 Kirchen und zahlreiche Klöster eröffnet worden; bezeichnend sei, daß die Predigten, die „offiziell“ gehalten werden, einer Zensur durch staatliche Stellen unterstehen und wörtlich abgeschrieben werden müssen. Für die in Rußland übliche Behauptung, daß die Predigten sogar von diesen Stellen fertig vorgelegt werden, konnte der Jesuit allerdings keine Bestätigungen finden.

Von dieser offiziellen Kirche haben sich, wie der Jesuit weiter mitteilte, die russischen Gläubigen immer mehr abgewendet. Die Zahl derjenigen, die jetzt die sich immer mehr verbreitenden Katakombenkirchen besuchen, wies auf viele Millionen geschätzt. Für sie

stehen genügend Priester zur Verfügung. Diese „Katakomben-Gemeinschaft“ ist keine geschlossene Organisation. Sie entspreche überall dort, wo Gläubige, die von den offiziellen Kirchen und Priestern nicht wissen wollen, sich zu einer Gemeinschaft finden. Die Katakombenkirche hat auch ihre Bischöfe, die die Priesterweihe vornehmen. Die Bischöfe und Priester sind offiziell als Arbeiter, Angestellte oder Beamte tätig und führen ein Doppelleben. Es werden sogar, wie der Jesuit sagte, Priester auf „Vorrat“ geweiht, damit sie sofort eingesetzt werden können, falls ein anderer verhaftet wird. Die Gottesdienste finden in Privathäusern, Höfen, Scheunen und sonstigen unauffälligen Unterschlüpfen statt. Zugehörigkeit zu diesen christlichen Gemeinschaften gilt in der Sowjetunion als größtes politisches Verbrechen. Die Verfolgung geht soweit, daß Personen, von denen die NKWD wisse, daß sie Christen sind, die offiziellen Kirchen jedoch nicht besuchen, strengen Verböten unterworfen werden, um herauszufinden, ob nicht Katakombenzugehörigkeit sie vom offiziellen Kirchenbesuch abhält.

Die Katakombenkirche, so erzählt der Jesuit weiter, unterhält mit der Außenwelt ständige Verbindung, die allerdings in letzter Zeit durch strenge Maßnahmen der Regierung an den Grenzen erschwert werde. Zu Weihnachten 1947 sei aber nach das „allerheiligste Sakrament“ von Leningrad nach München gebracht worden. Zur Zeit befinden sich einige russische Katakombenpriester in Westdeutschland, darunter auch ein Bischof. Der Pater will, wie er abschließend mitteilte, in absehbarer Zeit nach der Sowjetunion zurückkehren.

## Zeitgeschehen — kurz berichtet

Sitz des militärischen Sicherheitsamtes: Bad Ems. Das militärische Sicherheitsamt, das mit der Ueberwachung der Bewaffnung Deutschlands beauftragt ist, hat in der vergangenen Woche in Berlin eine rein formale Sitzung abgehalten. Die drei alliierten Militärgouverneure einigten sich im Prinzip auf Bad Ems in der französischen Besatzungszone als Sitz des Amtes.

Fünf Wochen Laufzeit für Briefe aus Westdeutschland nach Berlin. Mit den zuständigen Stellen in Frankfurt werden zur Zeit von der Postverwaltung der Westsektoren Berlins Verhandlungen geführt, auch gewöhnliche Briefe nach Berlin über die Luftbrücke zu befördern. Infolge der scharfen sowjetischen Kontrolle benötigen diese Briefe zur Zeit fünf Wochen Laufzeit, während die über die Luftbrücke beförderte Post keiner Zensur unterliegt.

Wieder Paketverkehr Berlin — Westzonen. Pakete bis zu vier Kilogramm können jetzt wieder von Berlin nach den Westzonen versandt werden. Die Pakete müssen ordnungsgemäß mit Briefmarken der Westsektoren frankiert und in einem West-Berliner Postamt aufgegeben werden.

Luftpost zwischen Hamburg und Stuttgart. Die Skandinavische Luftverkehrsgesellschaft (SAS) übernimmt ab 5. Januar den Luftpostverkehr zwischen Hamburg und Stuttgart. Zugelassen sind Briefsendungen jeder Art, einschließlich Päckchen.

Kotikow setzt Feiertage fest. Der Kommandant des sowjetischen Sektors von Berlin, General Kotikow, hat in einem Befehl an die Berliner Bevölkerung neun Feiertage für das kommende Jahr festgesetzt. Bei den genehmigten Feiertagen handelt es sich um die üblichen Festtage, die die deutsche Bevölkerung schon seit jeher begangen hat.

Weihnachtsunfallbilanz in den USA: 450 Tote. Nahezu 450 Personen sind während der

Weihnachtstage in den USA tödlich verunglückt. Durch Verkehrsunfälle kamen 269 Menschen ums Leben, 76 starben bei Bränden, die durch den Weihnachtsbaum entstanden, und 94 weitere infolge verschiedener anderer Unfälle.

Attentat auf Nokrashi Pascha. Nokrashi Pascha ist einem Mordanschlag zum Opfer gefallen. Der Mord an dem ägyptischen Ministerpräsidenten erfolgte im Innenministerium in Kairo. Ein junger Mann, der verhaftet werden konnte, gab aus nächster Nähe auf Nokrashi Pascha mehrere Pistolenschüsse ab.

Irak nimmt Kampfhandlungen auf. Der irakische Ministerpräsident gab am Mittwoch bekannt, daß die irakischen Streitkräfte in Palästina die Kampfhandlungen wieder aufgenommen haben.

Nächste Oesterreich-Konferenz Anfang Februar. Wie aus gut unterrichteter englischer Quelle verlautet, dürfen sich die Sonderbeauftragten der Außenminister Anfang Februar zur Ueberprüfung des Staatsvertrages mit Oesterreich in London treffen.

### An unsere Leser!

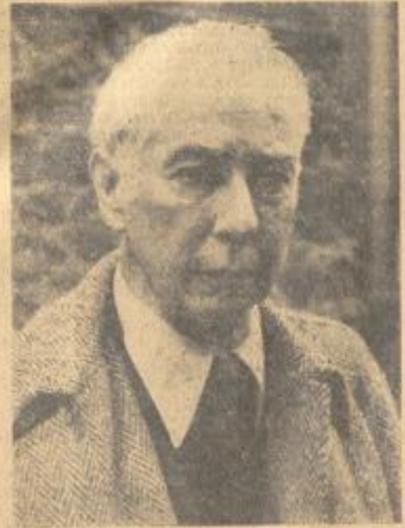
Unsere nächste Ausgabe erscheint nicht, wie angekündigt, am Mittwoch, sondern am Dienstag, dem 4. Januar. Die kommenden Ausgaben gelangen dann wieder wie üblich am Donnerstag und Samstag in die Hände unserer Leser.

„DAS NEUE BADEN“ Verantwortlicher Redakteur: Günter Admann. Anzchr. der Redakt.: Lehrschw., Postf. 73, Tel. 283. Verlag: Demokratische Verlagsges. mbH. Lehrschw., Druck: Moritz Schauberg, Lehrschw. - K. & H. Geiser, Rastatt (Baden). - Südwestdruck K.-G., Lörrach. - A. Reitz & Co., Offenburg (Baden)

# Prof. Dr. Th. Heuß über Aufgaben des neuen Jahres

„Das Neue Baden“ interviewt den 1. Vorsitzenden der Freien Demokratischen Partei

Unter den führenden Politikern der Gegenwart hat sich „Das Neue Baden“ mit seiner Neujahrsumfrage auch an den Vorsitzenden der Freien Demokratischen Partei der Westzonen und des nichtsozialistisch besetzten Teils der ehemaligen Reichshauptstadt, Prof. Dr. Theodor Heuß, gewandt. Den Antworten dieses Politikers, der bei den Beratungen des Parlamentarischen Rates in Bonn dank seiner überragenden Persönlichkeit eine maßgebende



Prof. Dr. Theodor Heuß

Rolle spielt, kommt eine ganz besondere Bedeutung zu.

Im einzelnen legte „Das Neue Baden“ Prof. Dr. Heuß folgende Fragen vor:

Welches sind nach Ihrer Meinung im Jahre 1949 die wichtigsten Aufgaben der FDP?

Die Beantwortung ist nicht ganz einfach, denn neben die Aufgaben, die wir uns stellen, treten jene, die uns von der Geschichte gestellt werden und die nur die schnellfertigen Propheten in ihrem Charakter und ihrer Dringlichkeit vorher wissen. Unsere eigenen Aufgaben sind, parteipolitisch betrachtet, die Verpflichtung der organisatorischen Vereinheitlichung, die keinen Zentralismus mit Befehlsgewalt will, aber doch einer dauernden wechselseitigen Verständigung bedarf, um in der Vielfalt der Voraussetzungen einen gemeinsamen Rhythmus in der Arbeit und in der Beurteilung der wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Grundfragen zu sichern.

Bis zu welchem Zeitpunkt, glauben Sie, werden die Arbeiten des Parlamentarischen Rates in Bonn beendet sein?

Der Termin, da Bonn mit seinem Auftrag zu Ende sein wird, hängt leider nicht so sehr von unserer Gruppe ab, die dem förderlichen Ausgleich diene, sondern von der Fra-

ge, ob von den beiden großen Fraktionen über die elementaren Dinge eine brauchbare Verständigung erreicht wird. Wir sind etwas unglücklich darüber, daß in den letzten Wochen Probleme zur Behandlung vorgeschlagen wurden, die — an sich wichtig genug — über den eigentlichen Sinn der Geschichtsaufgabe hinausgehen, die Fundamente für eine künftige Regierung zu bilden. Doch müßte es möglich sein, in einigen Wochen den Abschluß zu erreichen. Denn die Fragen selber sind genügend durchgesprochen. Zu vermeiden aber ist, daß mit „Kampf-Abstimmungen“ die Schlußentscheidung zu sehr vorbelastet wird.

Welche Probleme sind in Westdeutschland Ihrer Ansicht nach im neuen Jahre vorrangig zu lösen?

Zu den vorrangigen Aufgaben scheint mir zu gehören, daß erreicht wird, daß

a) die deutsche Außenwirtschaft eine Lockerung erfährt,

b) die Flüchtlingsfrage in eine überbesitzliche Behandlung kommt und

c) das Besatzungsstatut so angelegt sein wird, daß es nicht die innerdeutsche demokratische und finanzielle Entwicklung niederdrückt, sondern in sich die Elemente eines Abbaues trägt.

Wie beurteilen Sie die politische Entwicklung in Westdeutschland?

Ich hätte gewünscht, daß die Frage der Neugliederung der Länder in West- und Südwestdeutschland stärker hätte vorangetrieben werden können. Das kommende Grundgesetz hat ja die Modalitäten niedergelegt, mit denen sie erfolgen kann. Aber es wäre gut gewesen, für den gemeinsamen Start feste Entscheidungen vorbereitet zu haben, statt ein Element der Ungewißheit im Beginn der neuen Aufgabe noch vor sich zu haben.

## Staatspräsident Wohleb zur Jahreswende

Am Anlaß des Jahreswechsels interviewte unser G. F.-Redaktionsmitglied den südbadischen Staatspräsidenten über die entscheidenden Ereignisse 1948. Wir veröffentlichen nachfolgend das Interview im Wortlaut. D. Red.

Frage: Welches Ereignis war für Südbaden im alten Jahr am bedeutungsvollsten?

Antwort: Die Währungsreform und der danach in größerem Maße einsetzende Wiederaufbau.

Frage: Welches Problem ist in Südbaden im Neuen Jahr vorrangig zu lösen?

Antwort: Der Lastenausgleich, die Frage des Bundes der deutschen Länder sowie die Wiedervereinigung von Süd- und Nordbaden.

Frage: Wieviel Prozent würden Ihrer Ansicht nach bei einem Volksentscheid über

die Bildung des Südweststaates für diesen stimmen?

Antwort: Nach den Mißerfolgen des Gallup-Institutes und bei der Tatsache, daß ich kein Prophet bin, kann ich keine Auskunft erteilen.

Frage: Wie beurteilen Sie die politische Entwicklung in Westdeutschland und was hätten Sie gegebenenfalls daran zu kritisieren?

Antwort: Die Entwicklung ist noch nicht klar zu übersehen, doch nach meiner Meinung ist sie nur möglich auf föderalistischer Grundlage, entsprechend der Lebensfähigkeit der einzelnen Länder.

## Vor Abschluß der Entnazifizierung

Von Ludwig Haberer, Beirat beim Staatskommissar für politische Säuberung

Staatskommissariat für politische Säuberung mit Jahresbeginn nur noch Abwicklungsstelle Untersuchungs- und Spruchkammern arbeiten am schnellsten in Südbaden

Wenn ich mich zum Jahresende als Politischer Beirat der Demokratischen Partei beim Staatskommissariat noch einmal mit der Entnazifizierung in unserer Parteilandschaft befaße, so nur deshalb, weil man wirklich sagen kann, daß die ganze Angelegenheit nunmehr vor ihrem Abschluß steht. Es war bestimmt keine leichte Aufgabe, die zu bewältigen war, weder für die mit der Durchführung der Verfahren beauftragten Untersuchungs-Ausschüsse und Spruchkammern, noch viel weniger für diejenigen, die von Parteilandschaft aus berufen waren, entsprechend auf den Gang der Dinge einzuwirken. Wenn vieles nicht nach Wunsch gegangen ist und manche Härte und Ungerechtigkeiten sich

nicht vermeiden ließen, so liegt das bestimmt nicht an denjenigen, die sich gezwungenermaßen damit befassen mußten, sondern an der Schwierigkeit der Materie. Das Wort „Entnazifizierung“ wird auch noch nach Jahren, wenn ihre Folgen längst überwunden sind, als Schreckgespenst nachwirken und unangenehme Erinnerungen hervorrufen. Möge unserem deutschen Volke die Wiederholung einer solchen Prozedur, die aus einem totalen inneren Zusammenbruch — hervorgerufen durch verbrecherische Elemente und der daraus resultierenden Zerrissenheit — herrührt, für alle Zeiten erspart bleiben.

Zur Sache selbst ist zu sagen, daß mit dem 1. Januar 1949 das Staatskommissariat für politische Säuberung nur noch als Abwicklungsstelle bestehen bleibt. Daneben bleiben im ganzen Lande einzelne Untersuchungs-Ausschüsse und drei Spruchkammern in Freiburg zur Bearbeitung der nur noch unumgänglich notwendigen noch nicht abgeschlossenen Revisionsverfahren oder Neufälle bestehen. Es werden nur noch

fünf Untersuchungs-Ausschüsse

im ganzen Lande tätig sein, und zwar:

Ein Untersuchungs-Ausschuss in Baden-

Baden, zuständig für die Kreise Baden-Baden, Badstätt und Bühl.

Ein Untersuchungs-Ausschuss in Offenburg, zuständig für die Kreise Offenburg, Reichen, Wolfach, Villingen und Lahr.

Ein Untersuchungs-Ausschuss in Lörrach, zuständig für die Kreise Lörrach, Säckingen und Waldshut.

Ein Untersuchungs-Ausschuss in Konstanz, zuständig für die Kreise Konstanz, Überlingen, Stodach und Donaueschingen.

Ein Untersuchungs-Ausschuss in Freiburg, zuständig für die Kreise Freiburg, Emmendingen, Neustadt und Müllheim.

Es muß nochmals klar herausgestellt werden, daß es durch die tatkräftige Zusammenarbeit der verschiedenen Instanzen, auch der Untersuchungs-Ausschüsse und Spruchkammern, gelungen ist, in Südbaden die ganze Entnazifizierungsangelegenheit am schnellsten voranzutreiben und so ziemlich auf den 31. Dezember 1948 zum Abschluß zu bringen. Es ist bekannt, daß die übrigen der französischen Zone angeschlossenen Gebiete, Südwürttemberg-Hohenzollern, Pfalz- und Rheingebiet, diesbezüglich noch sehr im Rückstand sind.

Auch die Auslegung und die Anwendung der bekannten Verordnungen 133 und 165 ist in der südbadischen Zone einigermaßen einheitlich durchgeführt worden. Die neuerdings durch die Militärregierung verfügten Einschränkungen bedürfen allerdings noch einer Klärung. Die dadurch bei den Wahlen hervorgerufenen Mißverständnisse haben sich schon unangenehm bemerkbar gemacht.

Bedauerlich ist nur, daß gegen Spruchkammer-, Revisionsurteile auch seitens des Staatskommissars und des Politischen Beirats keine Revision eingelegt werden kann, obwohl dieses Recht aus der Präambel zur LVO vom 29. 3. 47 und auch aus dem Artikel 32 derselben klar hergeleitet werden kann. Die Demokratische Partei weiß, daß manches Spruchkammerurteil aus irgend welchen Gründen revisionsbedürftig ist und hat sich eindeutig gegen diese Entscheidung gewandt.

Daß in Südbaden mancher Betroffene durch die Maschen des Gesetzes hindurchgeschlüpft ist, ist bekannt. Dies rührt daher, daß im Gegensatz zu der amerikanischen Zone, in der jede Person einen Fragebogen ausfüllen mußte, eine solche Vorschrift in der französischen Zone nicht besteht. Deswegen haben es viele und gerade solche, die vielleicht am besten hätten überprüft werden sollen, verstanden, sich der Sübemaßnahme zu entziehen, während andere, die vielleicht weniger behaftet waren, beißend hart zur Rechenschaft gezogen worden sind.

Abschließend kann gesagt werden: Das Staatskommissariat und insbesondere die in Frage kommenden politischen Parteien, vertreten durch ihre Beiräte, haben durch ihre Mitwirkung wenigstens das erreicht — und darin haben sie ihre Hauptaufgabe gesehen —, daß die unhaltbaren und ungerechten Urteile, die im Verwaltungsverfahren aufzuerlegt wurden, nicht bestehen geblieben sind. Diese sind im Revisionsverfahren so abgeändert worden, daß wenigstens das damit verbunden gewesene Unheil und nicht wieder gutzumachendes großes Unrecht vermieden worden ist.

In aufopfernder, selbstloser Arbeit ist dies neben anderem erreicht worden, und dies feststellen zu dürfen, ist mir persönlich doch eine Befriedigung am Ende des Jahres und am Schluß der politischen Säuberung.

## Siedlung und Wohlfahrt im Vordergrund

Neujahrsgespräch mit dem Freiburger Oberbürgermeister Dr. Hoffmann

Als vor einigen Wochen der bisherige Freiburger Oberbürgermeister Dr. Hoffmann auch mit der Stimmen der demokratischen Stadtfraktion wieder zum Oberhaupt der größten Stadt Südbadens gewählt wurde, da war es für uns eine große Genugtuung, an der Spitze Freiburgs einen Mann zu wissen, dem die kommunalen Belange seiner Stadtgemeinde zu einer Sache des Herzens wurden, der während seiner Amtszeit auf verwaltungsmäßigem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet gleiche Erfahrung und Umsicht bewies und die Verhandlungen des Stadtparlaments stets überlegen und konzipiert zu führen wußte.

Zum Jahreswechsel suchten wir nun den vielbeschäftigten Oberbürgermeister auf, der uns über die kürzlich vor der Presse geäußerten Richtlinien hinaus trotz seiner starken Beanspruchung bereitwillig über seine Ansichten für das Jahr 1949 unterrichtete. Auf unsere Frage, welche Punkte im Mittelpunkt der Freiburger Kommunalpolitik im neuen Jahr ständen, entgegnete Dr. Hoffmann, daß er das Hauptgewicht auf Siedlung und Wohlfahrt legen wolle. Hinsichtlich seines Siedlungsprogramms führte der Oberbürgermeister aus, daß durch Wohnungsreparatur kaum nennenswerter Wohnraum neu beschafft werden könne, da von 15 000 beschädigten Wohnungen bereits 11 000 wiederhergestellt seien. Auch der nur langsam fortschreitende Wiederaufbau der Altstadt könne dem dringenden Bedarf an Wohnungen vorerst nicht abhelfen.

Welche Häusertypen sind für das Siedlungsprogramm vorgesehen, Herr Oberbürgermeister?

Dr. Hoffmann gibt uns die Auskunft, daß man billige Reihenhäuser, und zwar Steinbauten, errichten wolle.

Wann kann mit dem Siedlungsbau begonnen werden?

„Sobald wie möglich. Schon im Januar soll dem Stadtrat ein entsprechendes Programm vorgelegt werden. In Verbindung hiermit arbeiten wir ein Transport- und Verkehrsprogramm aus. So hat die Stadt bereits früher große Omnibusse angeschafft, die mitfahren sollen, den Verkehr zu den Siedlungen zu bewältigen.“

Und wie wird das Wohlfahrtsprogramm durchgeführt, Herr Oberbürgermeister?

„Zunächst durch weitere Sparmaßnahmen“, lautet die Antwort. „Vor allem soll auch den Opfern der Währungsumstellung geholfen werden.“

Mit welchen Mitteln geht die Stadt ins Neue Jahr?

„Die finanzielle Lage“, antwortet uns Dr. Hoffmann, „ist wohl recht schwierig, zumal da der Stadt außer einer gewissen Reserve nur laufende Mittel zur Verfügung stehen. Aus diesen laufenden Mitteln wird beispielsweise die gesamte Entrümmerung bestritten. Die kulturellen Institutionen der Stadt gelten als gesichert, da die Hochschule für Musik ja inzwischen vom Staat übernommen wurde und die Besucherfrequenz der Städtischen Bühnen sich etwas gehoben hat. Wir sind unter allen Umständen gewillt, auch im neuen Jahr das aus idealen Gründen notwendige kulturelle Leben der Stadt aufrechtzuerhalten.“

## Die großen Toten des Jahres 1948

Nicht viel weniger als hundert berühmte Männer und Frauen, die als Politiker, Wissenschaftler, Künstler am Haus unseres Jahrhunderts mitbauten, verlor die Menschheit im vergangenen Jahr. Unter ihnen waren viele Deutsche, aber auch viele Ausländer, deren Namen in Deutschland Klang hatten.

Von all den großen Toten, denen in diesem Jahr ein „in memoriam“ geschrieben wurde, ist das Dreigestirn der Friedensbringer — Mahatma Gandhi, Graf Polke Bernadotte und Elsa Brandström, der Enkel von Sibirien — am aufrichtigsten betrauert worden, nicht zuletzt von den kleinen Leuten in aller Welt, die einen sehr wachen Sinn dafür haben, wer ihre wirklichen Förderer sind. Denkt man an Gandhi, so möchte man es für eine „Sternstunde der Menschheit“ halten, daß im gleichen Jahre wie der Mann, ohne den das neue Indien nicht zu denken ist, auch sein großer Gegenspieler Mohammed Ali Jinnah starb, beide nur einen Schritt hinter der Schwelle der indischen Unabhängigkeit.

Eine unheilvolle „Sternstunde“ war der Fenstersturz des tschechoslowakischen Außenministers Jan Masaryk, die Demonstration einer in ihrer Stummheit so beredeten Tragik, daß über alle politischen Selbstechtern hinweg ein Aufbrechen durch die ganze Welt ging. Demgegenüber wurde das Hinscheiden des Staatspräsidenten der CSR, Eduard Benesch, nur wie ein leises verhallendes Echo aufgenommen.

Gleichmäßig freundlich ist das Gedenken der Nachwelt für gewöhnlich nur bei Repräsentanten des öffentlichen Lebens, die sich seit langem von ihrem Wirkungsfeld zurückgezogen haben oder die an weniger umstrittenen Stellen standen. Zu diesen Männern und Frauen gehören Dr. Julius Curtius, deutscher Wirtschafts- und Außenminister in der Zeit der Weimarer Republik, John Pershing, Oberbefehlshaber der US-Armee im ersten Weltkrieg, der zuletzt in Coburg lebende frühere Zar Ferdinand I. von Bulgarien, die deutsche Sozialpolitikerin Alice Salomon, Lorenz Bock, Staatspräsident von Württemberg-Hohenzollern und — wenn man die Kirche in den Bezirk des Oeffentlichen einbezieht — der Oberhirte der Erzdiözese Freiburg, Erzbischof Dr. Konrad Gröber, sowie die Bischöfe von Würzburg und Eichstätt,

Dr. Matthias Ehrenfried und Dr. Michael Radt.

Mehr als aktives Handeln im umstrittenen politischen Feld trägt das Wirken der Großen im kulturellen Bereich das Stigma der Dauerhaftigkeit, und so ist es nicht verwunderlich, daß das Ableben eines bedeutenden Repräsentanten des Geistigen oder des Künstlerischen mehr als echter Verlust empfunden wird, als das beim Tod eines Politikers der Fall ist.

„Was bleibt aber, stiften die Dichter“ — wer dachte nicht daran, als er die Todesnachricht erhielt von Georges Bernanos, dem französischen Dichter, der in Deutschland vor allem durch das „Tagebuch eines Landarbeiters“ bekannt wurde, von dem Flamen Cyriel Verschaffel und von dem Deutschen Karl Wolfskehl, der in Neuseeland starb. Mit ihnen gingen Männer des Geistes wie der Philosoph Nikolai Berdjajew und der Schriftsteller André Suarès, aber auch Meister der leichten und schnelleren Feder der Kritiker Alfred Kerr, der „Jugendreporter“ Egon Erwin Kisch und der Schriftsteller Emil Ludwig, von dem die Deutschen während des Krieges und nachher manches böse Wort zu hören bekamen.

An Künstlern nennt die Totenliste des Jahres 1948 unter anderen: die Komponisten Franz Lehár, Hermann Zilcher und Ermanno Wolf-Ferrari, den Geiger Professor Georg Kahlenkampf, den Sänger Richard Tauber, die Schauspieler Paul Wegener, Maria Kopenhöfer und Will Dohm, den Theatermann Karl-Heinz Martin, den russischen Filmregisseur Sergej Eisenstein, den Zeichner und Karikaturisten Th. Heine und, als Jünger der leichten Muse, den Münchener Kabarettisten Karl Valentin.

Die Welt der Technik und der Industrie verlor drei Männer, von denen jeder ein Pionier war auf einem Gebiet, dessen Entwicklung das Bild der modernen Zeit wesentlich mitbestimmt: der Amerikaner Orville Wright, dem 1903 zusammen mit seinem Bruder Wilbur der erste Flug in einem Motorflugzeug gelang, den Franzosen Louis Lumière, dem die Welt neben anderen foto- und kinematografischen Erfindungen wichtige Fortschritte in der Farbentfaltung verdankt, und den deutschen Automobilfachmann und -industriellen Dr. ing. Wilhelm v. Opel. H. St.

Württemberg-Baden:

### Auf dem Weg zum Südweststaat

Die Entwicklung des Landes Württemberg-Baden im nun ablaufenden Jahr wurde im wesentlichen von denselben Einflüssen bestimmt, wie die aller Länder der drei Westzonen. Die Währungsreform mit ihrem Gefolge sozialer Spannungen, steigender Unzufriedenheit und ständigen Preiserhöhungen, die Demonstrationen und deren Auswirkungen auf die Produktion, die Ernährungslage, die in den letzten Wochen durch das Abfließen eines beträchtlichen Teiles der Ernte in unbestimmte und unkontrollierbare Kanäle erneut gefährdet zu sein scheint und schließlich das alles überschattende tragische und sich ständig verschärfende Gegensatz zwischen Ost und West haben auch auf Württemberg-Baden ihren Einfluß geltend gemacht.

Trotz allem hat Württemberg-Baden am Ende des Jahres 1948 nicht nur negative, sondern vielleicht auch ebensoviel positive Punkte zu verzeichnen. Das Gefüge der Staatsregierung hat sich allen Schwierigkeiten und pessimistischen Prophezeiungen zum Trotz als stabil erwiesen. Die Verhandlungen des Länderrates und Landtages haben sich trotz zeitweiliger Schärfe in Formen vollzogen, denen gute parlamentarische Gegebenheiten zum Vorbild dienten. Der Wiederaufbau machte trotz zahlloser Schwierigkeiten auf allen Gebieten gute Fortschritte. Achtzig Prozent der im Kriege zerstörten Brücken konnten wieder aufgebaut werden, von den 245 000 zerstörten oder beschädigten Wohnungen wurden 80 000 repariert bzw. wieder aufgebaut. Stuttgart gehört zu den Städten, die mit großer Energie die Auswirkungen des Krieges erfolgreich bekämpften. Zu den zahllosen in- und ausländischen Besuchern, die in diesem Jahr als Gäste in den Mauern der Stadt weilten und die Fortschritte auf fast allen Gebieten bewundernd anerkannten, zählte als prominenteste die Witwe des früheren amerikanischen Präsidenten Roosevelt.

#### Wirtschaftliche Fortschritte

Auf wirtschaftlichem Gebiet ist trotz der Auswirkungen der Demonstrationen (diese Frage wurde durch die vor einigen Wochen an neun Betriebe Württemberg-Badens ergangenen Demonstration-Versandbefehle erneut akut) seit der Währungsreform ein beträchtlicher Anstieg der Produktion festzustellen. Die Produktion hat sich im November gegenüber dem Stand des letzten Jahres verdoppelt und damit über achtzig Prozent des Standes vom Jahre 1936 erreicht. Diese günstige Entwicklung ist allerdings durch die Stromknappheit und die damit verbundene rigorose Energiekürzung seit dem 15. November vorläufig unterbrochen worden.

#### Entnazifizierung

Die Entnazifizierung konnte im Jahre 1948 fast abgeschlossen werden. Im Herbst wurden die zahlreichen Einzelanspruchskammern aufgelegt und eine Zentralspruchkammer für Nord- und Südwest-Baden gebildet. Die Berufungsverhandlung gegen den ehemaligen Reichsbankpräsidenten Dr. Hjalmar Schacht stellte einen Höhepunkt in der Geschichte der württemberg-badischen Entnazifizierung dar.

#### Politische Entwicklung

Die besondere politische Rolle, die Württemberg-Baden in den vergangenen drei Jahren durch die Tätigkeit des Länderrates der US-Zone, der seinen Sitz in Stuttgart hatte, spielte, schien durch die Übertragung der Befugnisse dieses ersten deutschen Zonenparlamentes nach dem Zusammenbruch an die bizonalen Behörden ein Ende gefunden zu haben. Die Abschiedsrede General Clays am 28. September an die Abgeordneten in der Villa Reitzenstein beendete die offizielle Tätigkeit dieser Institution, die seitdem als Koordinierungsbüro der Länder in beschränktem Umfang noch weiterarbeitet. Die Verabschiedung der Gesetze zur Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts (Entschädigungsgesetz) und zur Überführung der bei der politischen Befreiung tätigen Personen in andere Berufe waren von besonderer Bedeutung.

Die ruhige politische Entwicklung Württemberg-Badens schien durch die Vorgänge am Abend des 28. Oktober in der unteren Königsstraße in Stuttgart jäh unterbrochen zu werden. Eingeschlagene Schaulusterscheiben und Angriffe auf Polizei und Besatzungs-

gehörige konnten nach einwöchiger Ausgangsbeschränkung für die Stuttgarter Bevölkerung und eingehender Untersuchung durch amerikanische und deutsche Behörden jedoch als Umtriebe randallierender verwahrloster Jugendlicher erkannt werden.

Neben all diesen Ereignissen haben sich im Frühsommer dieses Jahres Bestrebungen zum Zusammenschluß der drei südwestdeutschen Länder Württemberg-Baden, Württemberg-Hohenzollern und Südbaden angebahnt. Der ersten Fühlungnahme der betreffenden Ministerpräsidenten und Minister auf dem

Dr. Alphons Gaertner:

### Wirtschaftsgedanken zur Jahreswende

Der Anfang dieses an politischen und wirtschaftlichen Ereignissen wahrhaftig nicht armen Jahres sah unsere Wirtschaft noch im Zahlentaukel einer durch staatliche Maßnahmen zwar zurückgestauten, aber doch höchst effektiven Inflation. Im Interesse ihrer Selbsterhaltung und auch im Interesse der Erfüllung wichtigster Aufgaben mußte sie Wege gehen, die von dem normalen und mit staatlichen Ordnungsvorschriften zu vereinbarenden weit abführten. Die immer weiter um sich greifenden Kompensationen, der Naturaltausch, der graue und schwarze Markt prägten dem Gesichte unserer Wirtschaft entscheidende Züge auf. Daraus aber ergab sich eine starke Belastungsprobe für die Autorität des Staates. Kann der Staat, der die entscheidende Führung auch im wirtschaftlichen Bereich beansprucht, billigen und angemessenen Anforderungen der Wirtschaft nicht entsprechen, so muß dieser Führungsanspruch grundsätzlich in Zweifel gezogen werden.

Die Währungsreform konnte deshalb nur sinnvoll sein, wenn gleichzeitig das System einer zentralistischen und total gelenkten Planwirtschaft aufgegeben und zu den Grundsätzen der normalen freien Marktwirtschaft zurückgeführt wurde. Niemand konnte erwarten, daß das Herumwerfen des Stoppers ohne Erschütterungen vorüber würde. Darf man aber rückblickend feststellen, daß jene, die bereits Millionen Arbeitsloser auf den Straßen sahen und die eine vernichtende Deflation prophezeienden, Unrecht behalten haben! Eine ernsthafte Kritik der Währungsreform und ihrer technischen Durchführung hat oft und eindringlich genug dargestellt, warum diese Befürchtungen nicht Wirklichkeit geworden sind. Aber die im wesentlichen reibungslose Durchführung der Reform und die unbestreitbare Verbesserung der Versorgung mit Gegenständen des täglichen Bedarfs hat allzuviel zu der Auffassung verleitet, daß alle drängenden Probleme bereits gelöst seien und daß das Schiff der Wirtschaft wieder in flotter Fahrt das offene Meer erreicht habe. Die täglichen Schwierigkeiten, mit denen Hersteller und Verbraucher sich auseinandersetzen haben und die in den vielfachen Beschränkungen unserer wirtschaftlichen Souveränität ihren Grund haben, zeigen eindeutig, wie weit wir noch vom Normalzustand entfernt sind. Die Erscheinung der steigenden Preise erregt die Gemüter. Soweit ihr Motiv in dem Bestreben wurzelt, eine auf weiten Gebieten noch vorhandene Mangellage auszunutzen, um in kürzester Frist Verluste der Vergangenheit aufzuholen, besteht in der Beurteilung preissteigernder Tendenzen keine Meinungsverschiedenheit. Wobei allerdings zu bemerken wäre, daß die Verbraucher es zu einem entscheidenden Teile in der Hand haben, dem Preisauftrieb durch eine konsequente Zurückhaltung im Kaufen wirksam zu begegnen! Es gibt Leute, die den moralischen Kategorien im wirtschaftlichen Bereich und ihrer Wirkung auf ökonomische Entwicklungen nur geringe Bedeutung beimessen, weil sie die wirtschaftliche Gesetzmäßigkeit als alleinige Richtschnur gelten lassen. Der Kölner Kardinal Frings ist offenbar nicht dieser Meinung, denn er richtete vor wenigen Tagen einen leidenschaftlichen Appell an die christlichen Kaufleute und warnte sie, sich durch preistreibendes Gebahren außerhalb der christlichen Gemeinschaft zu stellen. In der Tat mögen diejenigen, die dem Begriff der wirtschaftlichen Freiheit eine höchst persönliche Auslegung geben, bedenken, daß sie dem

Hohen Neuffen folgten Verhandlungen von Länderbeauftragten in Karlsruhe und die Bildung eines „Sechserausschusses zur Vorbereitung eines Staatsvertrages zum Zusammenschluß der drei Länder“, der einmal in Tübingen zusammentrat. Vorschläge für den Zusammenschluß wurden auf einer Ministerpräsidenten-Konferenz in Frankfurt den drei westlichen Militärgouverneuren vorgelegt. Inzwischen haben sich der beabsichtigten Vereinigung Südwestdeutschlands Schwierigkeiten entgegengestellt, die nach Ansicht von Pessimisten das Zustandekommen eines Staatsvertrages zumindest in weite Ferne gerückt haben. Hoffnungsvollere Beobachter rechnen jedoch immer noch damit, daß er, wenn sich frühestens in einem halben Jahr, abgeschlossen wird.

Wieland Schmid

eben entmachteten Kollektivismus und einer seelenlosen Bürokratie das Rüstzeug für ihre Propaganda liefern. Selbstverständlich ist auch die Marktwirtschaft in ihren geschichtlichen und akuten Erscheinungsformen solange der Kritik unterworfen, als fehlerhafte Menschen sie als wirtschaftliche Ordnungsmethode handhaben. Nie hat es im Bereiche der Politik und der Wirtschaft eine alle beglückende Methode gegeben und nie wird es sie geben. Das aber das System der Marktwirtschaft dem natürlichen Bedürfnis der Menschen nach Freiheit und ihrem Drang nach persönlicher Leistung im Wettbewerb am meisten entspricht, hat gerade die Wirtschaftsgeschichte der letzten 30 Jahre genugsam erwiesen. Das deutsche Volk hatte sich nachgerade an die Reglementierung auf allen Lebensgebieten in einem Maße gewöhnt, daß die Vorstellung, daß es einmal anders sein könnte, vielen wie eine Utopie erschien. Sie waren im Begriff zu vergessen, daß diese Utopie das Normale ist. Wenn heute Kritik am System der eben wieder anlaufenden freien Marktwirtschaft geübt wird, wobei übrigens kaum einer die Rückkehr zur integralen staatlichen Zwangswirtschaft zu fordern wagt, so kann man nur schwer das Staunen über die Lammgeduld unterdrücken, mit der Jahre hindurch alle Unzulänglichkeiten der staatlichen Reglementierung hingenommen wurden. „Fluch vor allem der Geduld“ scheint die Parole der Zeit geworden zu sein. Gewiß, die reine und kühl rechnende Vernunft allein ist kein autonomes gestaltendes Prinzip. Wenn sich ihr nicht die sittlichen Kräfte ordnend zugesellen, die den wirtschaftlichen Egoismus zu bändigen vermögen, entbehrt sie der im Inneren verpflichtenden Bindung. Ein solches System aber wäre nur eines unter anderen, bei dem menschliche Unzulänglichkeit — nur dem Grade nach verschieden — ihren Ausdruck fände. Weil aber eine freie Wirtschaft eine höhere Stufe menschlicher Entwicklung, nämlich die Anerkennung der freien menschlichen Persönlichkeit als eines absoluten Wertes voraussetzt, erhebt sie gegenüber dem Termitensystem des Kollektivismus den Anspruch, als die fortschrittlichste Ordnung zu gelten.

Wenn jetzt eine europäische Wirtschaftsplanning zur Diskussion gestellt wird, an der die Marshall-Plan-Länder beteiligt sind, so ist diese Planung eine zwingende Notwendigkeit, wenn der Einsatz so gewaltiger Mittel überhaupt wirtschaftlich gerechtfertigt sein soll. Diese Planung ist allerdings grundverschieden von jener Bewirtschaftung des Mangels, die das Kennzeichen der durch ein politisches System oder durch den Krieg bedingten Bürokratie war. Es

erscheint wahrhaftig sinnvoll, die durch den Einsatz von Millionenbeträgen zu erwartende Belebung der nationalen Volkswirtschaften abzustimmen, um gerade das zu vermeiden, was der Kollektivismus der Marktwirtschaft zum Vorwurf macht: die Ohnmacht gegenüber krisenhaften Entwicklungen, die aus dem Mangel an Koordinierung der nationalen Produktivkräfte entspringen. Der militante Kollektivismus erblickt in der allgemeinen Krise des kapitalistischen Systems eine fundamentale Tatsache der gegenwärtigen Lage. Sie ist für ihn eine Hoffnung. Sie wird nicht in Erfüllung gehen, wenn jene Uebereinstimmung erreicht wird, die einen sinnvollen Einsatz aller Produktivkräfte gewährleistet. Wenn aber die Wirtschaftspläne der einzelnen Länder für die nächsten vier Jahre sämtlich die Steigerung der Ausfuhr und die Drosselung der Einfuhr vorsehen, so befolgen sie zwar einen bisher als vernünftig anerkannten Grundsatz, aber sie übersehen, daß die wirtschaftliche Welt nicht nur aus Käufern besteht. So wie im Politischen eine Schicksalsgemeinschaft entstanden ist, die unter Umständen den letzten Einsatz erfordert, so ist auch im Wirtschaftlichen eine Planung unerlässlich. Der Sinn der Marshall-Hilfe ist deshalb nicht nur die Schaffung akuter Erleichterungen, wenn sie auch für Deutschland von wesentlicher Bedeutung sind, sondern die vernünftige planmäßige Ordnung der europäischen Wirtschaftskräfte, soweit sie nicht den destruktiven Tendenzen des bolschewistischen Ostens dienstbar sind.

Bedeutende Aufgaben harren im deutschen Bereich noch der Lösung. Der Lastenausgleich ist ein Problem von wesentlicher sozialer, wirtschaftlicher und politischer Tragweite, das eben erst durch die Linderung der dringendsten Notfälle in Angriff genommen worden ist. Die Korrektur des Geldvolumens wird gewisse deflationäre Maßnahmen notwendig machen, die sich in der Kreditbeschränkung bereits drastisch andeuten und die letztlich in einer Senkung der Preise ihren wirksamen Niederschlag finden werden. Wenn allerdings der Kreditstop sich mindestens zeitweilig auch in einem Produktionsstopp auswirken wird, so mögen die vorläufigen Kritiker von heute nicht wiederum ihre Kunst an Maßnahmen üben, die zu einer Normalisierung unseres Geldes und unserer Wirtschaft offenbar unerlässlich sind.

Steuern sind eine staatliche und soziale Notwendigkeit, denen sich auch der vorstociteste Individualist nicht zu entziehen vermag. Steuern im heutigen Ausmaße aber, die den Staat zum wesentlichen Teilhaber jeglichen Arbeits- und Wirtschaftsleistunges machen, sind nur für begrenzte Dauer und für begrenzte Zwecke erträglich. Jeder weiß, daß die Zeit der biestermerlichen Akaise vorbei ist und daß der Krieg und Kriegsfolgen uns zu Steuerleistungen nötigen, die einen Vergleich mit früheren Zeiten ausschließen. Eine Steuerhöhe aber, die das Eigeninteresse an der Einkommens- und Ertragssteigerung zwangsläufig mindern muß, verfehlt auf die Dauer gesehen ihren Zweck. Eine vernünftig gestaltete Steuerpolitik wird schneller zur Auflösung schwarzer Banknotenborte führen, als noch so klug ersonnene, aber in ihrer Wirkung fragwürdige geldtechnische Verwaltungsakte.

Wir leben in einer Epoche planetarischer politischer Entscheidungen. Unser wirtschaftliches Schicksal wird durch sie bestimmt. Diese Tatsache enthebt uns nicht der Pflicht, in unserem Bereich jeden Einsatz zu wagen, um unserem Volke wieder jene Lebensmöglichkeit zu verschaffen, auf die es einen legitimen Anspruch hat. Nur so kann und wird es durch seine eigene wirtschaftliche Stabilisierung einen angemessenen Beitrag leisten zur wirtschaftlichen Neuordnung der Welt.

### Der Handel zwischen Südbaden und Schweiz

Eine Jahresbilanz — Export nach der Schweiz erfuhr nicht die erhoffte Steigerung

Als unmittelbarer Nachbar der Schweiz verfügte Baden über eine außergewöhnlich günstige Ausgangslage für seine seit Jahresbeginn mit besonderem Eifer fortgesetzten Bemühungen, in die Wohlstandssphäre hineinzuwachsen, welche das wirtschaftlich kräftigste Land des Kontinents um sich zu verbreiten vermag. Trotzdem blieb auch in den letzten zwölf Monaten die Einfuhr aus der Eidgenossenschaft verhalten, da

die Auslandskäufe der französischen Zone in der Hauptsache auf Nahrungsmittel und Rohstoffe beschränkt wurden, die aus andern Ländern günstiger zu beziehen waren.

Auch der Export nach der Schweiz erfuhr nicht die erhoffte Steigerung, wenngleich, wie aus der Liste der in den ersten neun Monaten gelieferten Waren hervorgeht, diese an Vielfalt zugenommen haben:

Textil- und Lederwaren	für rund 6,4 Millionen DM
gewöhnliche Metalle	2,7
Maschinen, elektrochemische Erzeugnisse, Fahrzeuge	2,6
Landwirtschaftliche Produkte, Wald-, Tier- und Gartenerzeugnisse	2,14
Papier- und Papiererzeugnisse	1,1
Chemisch-Pharmazeutische Produkte, Farben	0,99
Uhren, Spielwaren, Rechenschleier	0,44
Hochwertige Mineralien, Grubenprodukte, Mineralöle	71 000 DM
Bürsten	28 000
Tonwaren	16 000
Artikel aus Holz (bearbeitet)	10 000
Glas und Glaswaren	3 000
Leder und Lederartikel	2 000

Der Gesamtwert der südbadischen Lieferungen an die Schweiz belief sich also im ersten Dreivierteljahr 1948 auf rund 16,5 Millionen DM und somit auf etwas weniger als ein Zehntel des gesamten deutschen Exportes dorthin, der im gleichen Zeitraum etwa 170 Millionen DM betragen haben soll. Schon daraus ist ersichtlich, daß der Anteil der Ausfuhr nach der Eidgenossenschaft am Gesamtexport in den meisten andern deutschen Ländern verhältnismäßig erheblich kleiner ist als in Südbaden. Tatsächlich erreichte er in Baden fast ein Fünftel der Gesamtausfuhr und folgte unmittelbar auf den Handel mit Frankreich.

Daß eine weitere Steigerung nicht möglich war, ist wohl vor allem darin begründet, daß sich die Wirtschaftsstruktur der beiden Nachbarn fast gleich und Baden infolgedessen nur wenige Erzeugnisse anbieten kann, welche die Schweiz nicht selbst herstellt. Den eidgenössischen Markt auf besondere Bedürfnisse abzustimmen, war bisher nicht möglich, da das Außenhandelsverfahren die zu diesem Zweck notwendige enge Verbindung mit dem Kunden behinderte. Auf diesem Gebiet erhofft man jedoch vom Anschluß des Oficomex an die Jela eine Änderung.

v. W.

### Intendant Everth zum neuen Jahr

Intendant Everth, der Leiter der Freiburger und Badener Bühnen, stellte uns zum Jahreswechsel den nachfolgenden Überblick über die derzeitige Theaterituation zur Verfügung.

Die deutschen Theater stehen um die Jahreswende mitten in einer Spielzeit, die im Zeichen einer allgemeinen Krise begonnen hat. Die Erfahrungen der vergangenen Monate berechtigen uns noch nicht zu dem optimistischen Schluß, es gehe „aufwärts“. Mit so großem Idealismus und so unbedingtem Einsatz aller Kräfte der Kampf um die Existenz auch geführt wird, die Frage des Durchhaltens bleibt für die einzelnen Theater — zumindest in vielen Fällen — offen.

Der Zuschauerstrom der vergangenen Konjunkturzeit, der in Ermangelung von etwas „Besserm“ die Häuser füllte, ist abgewandert. Die Getreuen, denen der Theaterabend ein kulturelles Bedürfnis war und ist, sind geblieben. Für sie Theater zu spielen, ist beglückend, und oft klingt der Beifall aus einem halbgefüllten Hause wärmer und dankbarer auf die Bühne als sonst aus einem überfüllten. Die Menschen auf der Bühne haben ein feines Ohr dafür. Sie spielen für ihre Gemeinde,

und Zustimmung oder Ablehnung dieser Gemeinde zeigt unmißverständlich, was sie von ihrem Theater erwartet.

Sie hat in den vergangenen Monaten sowohl in Freiburg als auch in Baden-Baden deutlich zu verstehen gegeben, daß ihr an der allzu gewohnten Ware dramaturgischer Konvention an dem „was allen gefällt“, nichts liegt, daß sie weit eher bereit ist, gemeinsam mit dem Theater neue Wege aufzusuchen. Die stärkste Resonanz ergab sich, wo immer die Möglichkeit zur Auseinandersetzung, und sei es zum Widerspruch, gegeben war: Beim klassischen Werk, das im Bemühen um eine eben für unsere Gegenwart gültige Form gespielt würde, beim heutigen Stück, für das der ihm gemäße Ausdruck gesucht wurde. Und was wir uns für das Jahr 1949 wünschen? Eine recht große Gemeinde von aufnahmebereiten und aufnahmefähigen Theaterfreunden, die das, was wir ihnen so gern geben wollen, ebenso gern entgegennähmen.

Franz Everth

Leiter der Stadt Bühnen Freiburg und des Theaters der Stadt Baden-Baden

# Die Fahrt ins Neue Jahr

Von Otto Anthes

In dem vergrasten Nebengeleis eines kleinen Bahnhofs stieg der Hahn des Bahnhofsvorstehers mit seiner Lieblingshenne umher und suchte das Gelände nach Fraßbarem ab. „Heut ist Silvester“, sagte er unter dem Picken.

„Was du nicht sagst! Was du nicht sagst!“ kackelte die Henne. Solche Sprüche flüsten sich ihrer Stimmelage am besten und entsprachen außerdem ihrem Geistesstand.

„Ja“, unterbrach der Hahn mit Nachdruck das Gekackel, „und morgen fängt ein neues Jahr an. Ich habe gesehen, daß der Vorsteher sich eine Budel Rum hinter den Schrank bereitgestellt hat. Mir ist, als ob wir heut auch etwas Besonderes finden müßten. Schließlich fängt für uns auch ein neues Jahr an.“

„Das ist auch wahr! Das ist auch wahr!“ stimmte die Henne bei.

Darüber kamen sie zu einem Güterwagen, der auf dem Nebengeleis vor einem Schuppen stand. Der Hahn flog auf die Rampe, die Henne folgte ihm nach. Die Schiebetür des Wagens stand ein wenig offen, und da eine dünne Spur von Körnern in das Innere wies, so stiegen beide, der Hahn voran, in die Dämmerung hinein. Kaum aber hatten sie ein paar Körner aufgepickt, da kam ein Mann aus dem Schuppen, schlug die Wagentür zu und rasselte mit dem Schloß.

„Was hab ich gesagt! Was hab ich gesagt!“ fuhr die Henne auf. „Nun sitzen wir fest.“

„Gesagt hast du, soviel ich weiß, gar nichts“, stellte der Hahn mit nachsichtiger Würde fest. „Und ich würde dir auch raten, weiterhin den Schnabel zu halten. Wenn die Körnerspur nicht trägt, muß es für uns hier drinnen allerlei geben. Wenn du aber mit deinem Gekackel den Mann aufmerksam macht, wird er uns gleich wieder rausjagen.“

„Ach aber gar! Ach aber gar!“ kluckerte die Henne gekränkt.

Es standen nun allerdings mehrere Säcke im Wagen, die sich sehr hoffnungsvoll anfühlten. Aber soviel sie auch daran herumhackten, die Leinwand war so stark, daß sie nicht das kleinste Loch hineinzu bohren verzehten.

„Siehst du“, sagte der Hahn, „so ist das Leben. Es ist alles da, was das Herz begehrt, aber du kannst nicht dran. Das nennt man die Weltwirtschaft.“

„Wie du das sagst! Wie du das sagst!“ schüttelte die Henne bewundernd den Kopf.

Im selben Augenblick gab es einen Stoß, ein kurzes Hin und Her, und dann setzte sich der Wagen ruckend und rumpelnd in Bewegung. Die beiden erschrakten so sehr, daß sie sich dicht aneinander gedrängt, stumm bei der Tür niederbockten.

„Siehst du“, faßte sich der Hahn zuerst wieder, „so ist das Leben. Du steigst ein, ohne dir etwas Böses zu denken, und ehe du dich versiehst, geht die Fahrt los. Du weißt nicht warum, du weißt nicht wohin. Jedenfalls fahren wir nun ins neue Jahr.“

Eine Fahrt im Güterwagen hat etwas ungemein Beruhigendes. Es geht nicht zu schnell, die Wagen rumpeln ordentlich gemütlich dahin. Wenn der Zug hält, gibt's kein großes Geschrei mit „Aussteigen!“ und „Einsteigen!“ Kein Gerenne und Gewimmer, daß man nur rechtzeitig noch einen Platz bekommt. Es geht alles still vor sich, fast wie im Traum. Nur einen schlurfenden Schritt hört man wohl einmal, es rasselt einmal eine Kuppelung, eine Wagentür rollt und fällt wieder zu — und dann geht's ohne Aufsehen weiter. Auch unsere Reisenden kamen so allmählich in die geruhame Besinnlichkeit, wo man ins Erzählen gerät.

„Als mein Vater noch das Geschäft versah“, sagte der Hahn, „lag einst jeden Morgen ein Huhn tot im Stall. Die Vorsteherin war außer sich und wußte sich das Unheil nicht zu erklären. Bis eine alte böse Frau sagte: Das tut Ihr Huhn. Solche alte Burschen werde kollerig, und statt die Hennen zärtlich ein bißchen zu rupfen, hacken sie ihnen in den Kopf hinein, daß sie sterben. Die Vorsteherin rief: Ja, das hab ich auch schon gesehen — rannte in den Stall, fing den Alten, rein in die Küche, Kopf ab, und

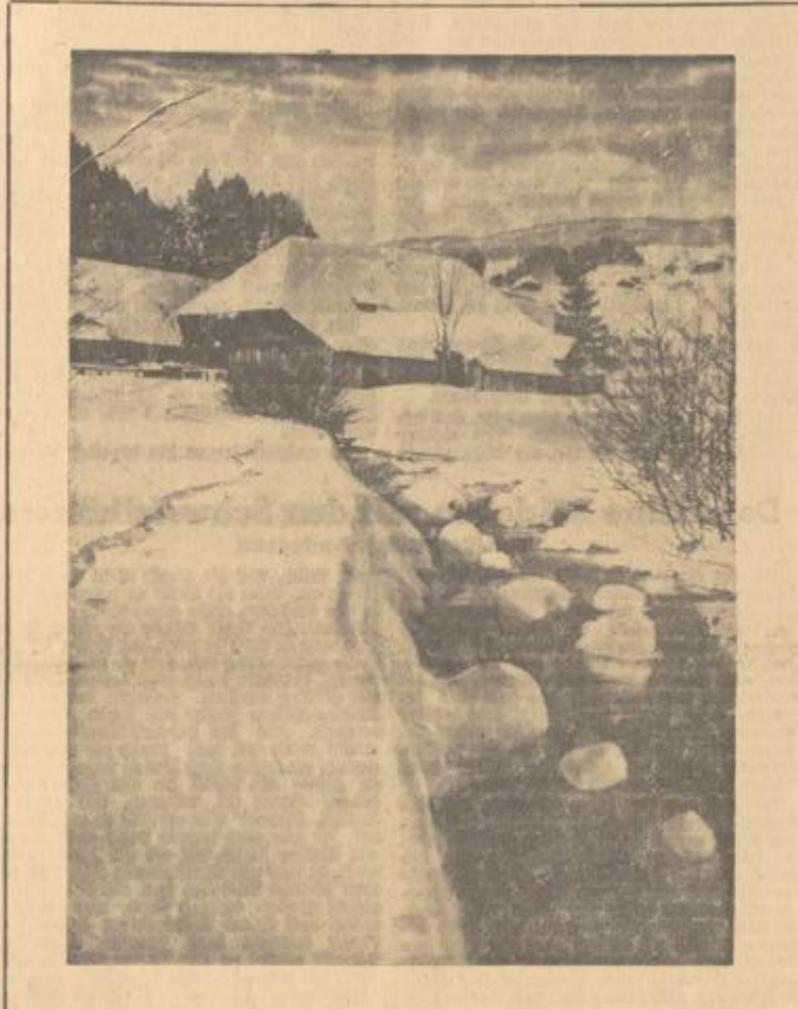
mittags fraßen sie ihn mit Rochezefühlen auf. Am andern Morgen lag wieder ein Huhn tot im Stall. Da war ers gar nicht gewesen, sondern sie hatten den Stall mit giftiger Farbe gestrichen. So ist das Leben.“

„Das ist auch wahr! Das ist auch wahr!“ pflichtete die Henne bei. Und erzählte dann ihrerseits: „Ehe ich zum Vorsteher kam, war ich bei einer alten Dame, die setzte uns Hennen immer wieder zum Brüten, aber es kroch nie etwas aus. Fuchsteufelwild war die Alte. Und als eine Freundin sagte: Vielleicht liegt's am Hahn! — da antwortete sie: Am Hahn kanns nicht liegen. Ich hab gar keinen.“

Unter solchen Gesprächen verging die Zeit. Mit einem Mal hielt der Zug palternd an. Und zugleich hörten sie Glockengeläut, ein paar Schüsse und vielfältige Rufe: „Prosit Neujahr!“

„Was ist denn das? Was ist denn das?“ fragte die Henne besorgt.

„Neujahr ist!“ schrie der Hahn. Fuhr hoch, schlug mächtig mit den Flügeln und krächte:



## Januar

Das Jahr hebt seine Schwingen,  
Es blitzt sein Flügelpaar,  
Der Flug muß ihm gelingen:  
Januar!

Der Fluß starrt kühl vom Eise,  
Die Zeit ist hell und klar,  
Wir wünschen gute Reise:  
Januar!

Verjagt die alten Sorgen,  
Es flob, was gestern war,  
Hell strahlt der neue Morgen:  
Januar!

Mensch, heb auch du die Schwingen  
Und prüf dein Flügelpaar!  
Beginnen heißt gewinnen!  
Januar! Max Barthel

## Die Gründung von Neuglück

Neujahresgeschichte von Cosmas Flam

Von den vielen Leuten, die an einem schönen Spätsommermorgen des Jahres 1786 in Emden an der Hafemauer standen und der abfahrenden Brig „Marie-Lenore“ nachwinkten und auch von denen, die vom Schiffe aus zurückwinkten, ahnte niemand, wie abenteuerlich die Meerfahrt dieses Schiffes werden sollte.

Es brachte Auswanderer aus Schwaben, Franken und der Schweiz nach Amerika und wollte auf der Rückfahrt Rohrzucker aus Westindien und Rum aus Jamaika mitnehmen.

Die erste Woche der Fahrt verlief ohne besondere Ereignisse. Als aber die „Marie-Lenore“ in die Biscaya einbog, wurde sie hier von einem derartigen Sturm empfangen, daß alle glaubten, der letzte Tag sei gekommen, und man würde sich samt Segel und Anker auf dem Meeresgrunde wiederfinden.

Taglang wurde die Brig hin und her geworfen, und als gar noch der Mastbaum zerbrach und gekappt werden mußte, war sie ein willenloses Spielzeug der Wogen, auf die Gunst des Zufalls angewiesen und abhängig von den Launen des Geschicks.

Als sich der Sturm endlich legte, war das Schiff so übel zugerichtet, daß es Lissabon anfahren mußte, wohin man mit vieler Mühe

sagen den Herbst kam. Die größten Zerstörungen wurden im Herbst wieder gut gemacht, und drei Wochen später verließ die Unglückbrigg von neuem das Land und steuerte auf die neue Welt zu.

Aber ein zweites Mal entlud der töckische Meergeist seine Wut gegen das Auswandererschiff und lockte es in eine Sturm, gegen den das Unwetter in der Biscaya fast nur ein Kinderspiel war.

Eine dämpfte Ergebenheit hatte sowohl die Mannschaft wie die Passagiere ergriffen. Man tat, was man tun konnte, und das war nicht viel. Im übrigen aber stierten die meisten düster auf das zornige Meer und verfluchten offen oder insgeheim den Augenblick, da sie die Planken dieses Schiffes betreten hatten.

Die meisten der Auswanderer erkrankten und mageren zu Skeletten ab. Der Kapitän, ein gewisser Eldom aus Emden, starb, und zu allem Ungemach kamen nun noch Streitigkeiten in der Mannschaft, wer sein Nachfolger werden sollte.

Anfang November landete man auf einer kleinen, zur Bahamagruppe gehörigen Insel und blieb beinahe zwei Monate, um sich von den überstandenen Strapazen zu erholen und das schwer getroffene Schiff notdürftig wieder herzustellen. Die Welt indes hätte die „Marie-Lenore“ längst aufgegeben.

Ende Dezember wagte man das letzte Stück der Fahrt nordwärts nach Boston, aber kaum

war man wieder auf offener See, als an Bord Feuer ausbrach und die Überlebenden in die Boote steigen mußten.

Von ferne sahen sie die einstmals so stolze Brig brennend in den Fluten versinken, und vielen versank mit ihr die Hoffnung auf ein besseres Leben im neuen Erdteil.

An einer verlassen Küste in Nordflorida landeten die Boote und hier verlebten die letzten Auswanderer Silvester und Neujahr. Durch Tod und Abgang war ihre Zahl um mehr als die Hälfte verringert.

Da stand unter ihnen ein alter Mann, ein Bauer vom Bodensee, und sprach: „Leute, so wie unser Schiff hinter uns versunken ist, so soll, wenn Gott will, auch unser altes Leben versunken sein. Warum schauen wir denn immerfort auf die trostlose See zurück? Das neue Jahr soll uns ein neues Leben bringen. Also schauen wir vorwärts in das Land und beginnen wir von neuem!“

Und so geschah es. Die Auswanderer gründeten noch am selben Tage unweit der Küste fünf Meilen landeinwärts ein Dorf, dem sie den Namen Neuglück gaben und brachten es daselbst bald zu Wohlstand und Behäbigkeit.

Ist die Geschichte nicht die Geschichte von vielen von uns? Warum schauen wir immerfort auf die trostlose See der Vergangenheit zurück? Das neue Jahr soll uns ein neues Leben bringen. Schauen wir also vorwärts und beginnen wir neu!

## Was bringt das Jahr 1949?

Das Jahr 1949 ist nach dem Gregorianischen Kalender ein Normaljahr und hat 365 Tage, 5 Stunden, 49 Minuten und 12 Sekunden. Das astronomische Jahr zählt 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten, 46 Sekunden. Es ist also 26 Sekunden kürzer als das gewöhnliche Jahr.

Zur Begrüßung des neuen Jahres haben sich die Planeten Saturn, Uranus und Pluto am Himmel eingefunden. In den Morgenstunden stellen sich dann noch Venus und Neptun ein. Von den Astronomen sind vier himmlische Sondervorstellungen vorausberechnet worden. Es finden zwei partielle Sonnenfinsternisse und zwei totale Mondfinsternisse statt. Die erste Finsternis am 13. April, eine totale Bedeckung des Mondes, kann bei uns gesehen werden. Sie beginnt um 1 Uhr 32 Minuten WZ und endet um 6 Uhr 50 Minuten WZ. Auch die partielle Sonnenfinsternis am 23. April, bei der sechs Zehntel der Sonne verfinstert werden, können wir beobachten. Sie beginnt um 5 Uhr 52 Minuten und endet um 9 Uhr 44 Min. WZ. Auch die totale Verfinsternis des Mondes in der Nacht vom 6. zum 7. Oktober verläuft so günstig, daß wir sie sehen werden. Beginn 23 Uhr 50 Minuten, Ende 7 Uhr 6 Min. WZ. Nur die partielle Verfinsternis der Sonne am 21. Oktober werden wir nicht zu sehen bekommen. Dabei ist sie von besonderem Interesse, da sie fast total ist; neun Zehntel der Sonne werden vom Mond verdeckt werden.

Auch im Jahr 1949 wird uns die Sonnenfahrt tiefer ins Universum hineinführen. Am Jahresende werden wir uns dem Sternbild Herkules um weitere 342.684.168 Kilometer genähert haben. Die Erde wird außer dieser Reise, auf der sie, wie die anderen Planeten, die Sonne begleitet, noch weitere 939.120.000 Kilometer zurücklegen müssen, denn sie muß ja auch noch um die Sonne herumlaufen. Noch einige Kilometer mehr hat der Mond zu wandern, denn er begleitet nicht nur die Sonne und die Erde, sondern umkreist auch noch die Erde. Er wird noch zusätzlich 31.438.952.700 Kilometer zurücklegen.

Im Jahr 1949 werden ungefähr 16 Millionen Gewitter stattfinden. Das heißt täglich etwa 44.000. Stündlich werden 600.000 Blitze aufleuchten. Auch allerlei Wasser wird ins Meer fließen. Durch die Wassermengen und durch das Abschmelzen der Eisberge hebt sich der Meeresspiegel im Jahr 1949 um 1-1 1/2 mm. 1949 wird sich die Wärme des Meerwassers im Norden um weitere 1/10 Grad erhöhen. In Spitzbergen hat man in den vergangenen Jahren einen jährlichen Temperaturanstieg von 0,7 Grad gemessen. Das bedeutet nicht nur, daß die Wald- und Pflanzengrenze immer weiter nach Norden vorrückt, sondern auch eine beträchtliche Milderung unseres Klimas.

Eine nicht unwesentliche Rolle wird im kommenden Jahr wieder der Mond spielen. Seine Anziehungskräfte werden die Geschwindigkeit der Erdrotation weiter verlangsamen. Die Bremswirkung ist allerdings sehr klein, sie beträgt in 25.000 Jahren nur sieben Hundertstel der Erddrehung. Da die Kontinente nicht festliegen, sondern auf der Erdkruste schwimmen, wird sich Nordamerika 1949 um einen weiteren Meter von Europa entfernen, Grönland sogar um rund 20 Meter.

Was das Jahr 1949 uns Menschen bringen wird, läßt sich noch nicht genau sagen. Aber jeder erwachsene Mensch wird im Jahr 1949 ungefähr 9.461.682 Atemzüge machen und dabei rund 4.731 ccm Luft ausatmen. Das Herz wird etwa 3,5 Millionen Liter Blut durch die Adern pumpen. Das menschliche Kopfhaar wird 912 mm länger werden, während der männliche Bart rund 176 mm wachsen wird.

## Kultur-Notizen

**Boleslaw Barlog soll Intendant in Karlsruhe werden.** Nachdem Hanns Schulz-Dornburg kürzlich sein Amt als Leiter des Badischen Staatstheaters in Karlsruhe zur Verfügung stellte, ist jetzt Boleslaw Barlog, der Intendant des Schloßpark-Theaters in Berlin, der in Freiburg den Film „Wohin die Züge fahren“ drehte, für die Leitung des Badischen Staatstheaters in Aussicht genommen.

**Bilanz der Verluste.** Über die Kriegsverluste bedeutender literarischer Sammlungen privater Art werden jetzt erstmals zusammenfassende Zahlenangaben bekannt, nachdem die öffentlichen Bibliotheken und Museen bereits seit langem ihre Verlustbilanz aufgestellt haben. So ist die „Schlesien-Bücherei“ von Max Pinkus, einem engen Freund Gerhart Hauptmanns, mit ihren 17.000 Bänden, darunter die Erstausgaben sämtlicher literarischer Werke der Provinz, als verloren zu betrachten. Auch Dr. Volgt, der die Gerhart Hauptmann-Forschung begründete, büßte seine Hauptmann-Sammlung ein, die 1800 Nummern umfaßte. Wie das Arno Holz-Archiv, das die Witwe des Dichters nach Schlesien verlagert hatte, ist auch der von der Witwe Max Schellers behaltene Nachlaß des Philosophen durch Verlagerung weitgehend vernichtet worden.

**Blinde können Zeitung lesen.** Durch einen neuartigen Elektroapparat, der von amerikanischen Wissenschaftlern konstruiert wurde und jetzt bei öffentlichen Erprobungen seine erstaunliche Leistungsfähigkeit bewies, soll es in Zukunft Blinden möglich gemacht werden, jedes Buch und jede Zeitung zu lesen. Die Arbeitsweise des Apparates fußt auf einem Verfahren, durch das mit Hilfe einer winzigen Kathodenröhre jeder Buchstabe in einen bestimmten Ton verwandelt werden kann, der einem Lautsprecher zugeleitet wird. Wenn dieses Gerät die Druckzellen entlanggeführt wird, nimmt der Blinde eine Vielzahl von Buchstabenklängen wahr, die er zu Worten und Sätzen formen kann.

# Lieselotte

SYLVESTERERZÄHLUNG VON ANTON TRAVEN

Ich schlendere durch die abendlichen Straßen. Heute ist noch das alte schlechte Jahr. Und morgen kommt das neue, das gute.

Schneeflocken fallen, nur ganz leicht. Auf dem Pflaster werden sie bereits zu schwarzen Tupfen. Du und dort kracht ein Schuß. Der hört sich wie Juchzen an. Und Juchzen hebt ich auch im Herzen.

Mit einem Wort: es ist Sylvester! Ich fühle auf einmal ein eigenartliches Kräftegefühl. Weil mit jedem Schuß, den die Kinder abfeuern, eine Sorge vertilgt wird? Es ist mehr, viel, viel mehr!

Ich bin zu Hause! Zu Hause bin ich wieder in dieser lieben Stadt mit den vielen Gärten. Nach langem Zickzackweg bin ich für kurze Tage heimgekehrt, und morgen muß ich schon wieder fort! Verfluchtes Leben! Aber an diesem letzten Abend will ich dieses Jahr, von dem wir noch nicht wissen können, ob es verloren oder gewonnen ist, mit Würde beenden.

Ich stehne auf die Straße, die noch immer den Namen jenes verdienstvollen Bürgermeisters trägt, der zwei Dörfer eingemeindet. Es ist alles friedlicher heute. Es ist alles nicht mehr so wichtig. Nur die schwarzen Tupfen zieren den Steinboden.

Viele Bilder erhalten in meinem Gedächtnis frische Farben: die düstere Kneipe, in der wir verbotenerweise auf das Wohl unserer Lehrer tranken, der Karzer, die Tanzstunde und das Mädchen, um dessen Liebe ich auf jedem Schulweg mit flammenden Herzen und schüchternen Worten warb, ja richtig — die Lieselotte!

Die Hebe, liebe Lieselotte! Mit welcher Innigkeit blickte der Schüler, der ich damals war, nach allen Häusern hin, rechts und links der Straße, weil diese Häuser auch von Lieselottes Blicken gewürdigt wurden. Bin ich wieder ein Schüler, daß ich so schwärme? Auf jeden Fall hat meine Freude an diesem Abend einen ganz besonderen, leicht enträtselbaren Grund: Ich werde Lieselotte wiedersehen!

Ein Freund hatte mich gebeten, Sylvester in seinem Hause mitzufeiern, es gäbe eine Ananassbowle, die ich so sehr liebe, und nebenbei — auch Lieselotte käme, du kennst sie doch noch, alter Junge. Ich sagte zu, murrte etwas von riesiger Freude und dachte nebenbei — an Lieselotte.

Mein Gott, ich werde sie heute Abend wiedersehen! Ich erinnere mich an ein rotes Kleid, ihr Gesicht habe ich nicht mehr so recht im Gedächtnis. Sie war die begehrteste Tanzdame und hatte beim Sprechen ein wunderschönes Rrrrrr, das sie nachher auch veranlaßt haben soll, zur Bühne zu gehen. Ich bleibe vor dem alten stillen Hause stehen und ziehe eine Karte hervor: Zippelius steht darauf, Zippelius heißt der Freund, bei dem ich Sylvester verbringen will. Die Straße ist dunkel. Die Laterne tut schlechte Dienste. Ich künde ein Streichholz an und beleuchte das Namensschild. Richtig: Zippelius, eine Treppe.

Ich eile die Stufen hinauf und läute droben, es ist etwas nach acht Uhr. Ein hübsches Mädchen öffnet. Ich sage meinen Namen. Das Mädchen hört gar nicht zu und will mich gleich in den Wohnraum führen.

„Liebes Fräulein, darf ich nicht meinem Mantel ablegen? Sylvester wird es mir immer fürchterlich warm.“

Das Fräulein wird rot. „Aber bitte!“ Sie hilft mir sogar.

Ich trete ein. Da lehne ich an der Tür, einige Blumen in der Hand. Alle Blicke sind auf mich gerichtet. Ich rücke meinen Schlips gerade. Mitten auf dem Tisch steht eine wunderbare Ananassbowle. Wie Küken hocken gerliche Gläser darum, auf weiß gesticktem Tischtuch.

Ich verbeuge mich, sage meinen Namen.

Eine Dame mit roten Löckchen nimmt mir die Blumen ab. Wo ist Lieselotte? Ich setze mich auf den einzig leeren Stuhl.

Die Gäste schweigen. Sie stieren mich an. Dann murmeln sie. So etwas gibt es nur in der Stadt, deren Sohn ich bin.

Ich suche Lieselotte. Ja, da sitzt sie, tatsächlich im roten Kleid! Ist's möglich, sah sie so aus? Wirklich, das ist sie! Und keines Blickes würdigt sie mich. Ihr Frauen seid abgeteilt! Freund Zippelius indessen sehe ich nirgends.

Ich blicke mich um. Die ganzen Wände sind behängt mit Sommerlandschaften. Ein richtiges Sylvesterzimmer, denke ich. Da setzt sich ein Herr mit Backenbart ans Klavier und dröhnt einige Takte Wagner: „Treulich geführt...“

Nun wirt Lieselotte zum ersten Mal einen scheuen Blick zu mir herüber. Ich erwidere ihm dankbar. Dann erhebe ich mein Glas, ich will ihr zugrinsen. Ob sie lächeln wird? „Schnell es noch immer draußen!“ fragt mich da mein linker Nachbar.

„Nein, ja... das heißt... das heißt...“

Ich trinke mir Mut. Als sich gerade alles erhoben hat, um einer Sängerin zu lauschen, schiebe ich rasch meinen Stuhl neben den Lieselottes. Die Sängerin endet mit einigen Koloraturübungen. Alles rückt wieder Stühle.

Nun sitze ich neben Lieselotte. Sie blickt in ihren Schoß. „Wissen Sie noch“, hebe ich an, „wie ich Ihnen die Aufsätze für die Schule schrieb?“ Lieselotte schaut mich kopfschüttelnd an. Wie kalt die Welt wurde! „Das war nicht meine Schuld“, fahre ich fort, nun etwas unsicherer, „daß meine Aufsätze mit Ungenügen bewertet wurden.“ Lieselotte rückt auf dem Stuhl hin und her. „Der Lehrer verstand mich nicht.“ Nun leere ich mein Glas mit rührenden Worten der Erinnerung. Lieselotte nippt auch an ihrem. Sie sieht reizend aus.

Als ich aufschaue, richten alle Anwesenden wieder ihre Blicke auf mich, daß es mir gar nicht vorkommt, als sei ich in der Heimatstadt, sondern irgendwo auf dem Mond.

Ich bin so entrückt von Lieselotte, daß ich nicht merklich darauf achte. Von meiner alten Liebe erzähle ich ihr, die mein ganzes

Leben befruchtet hatte, von den süßen, dumpfen Stunden im Wildpark.

Sie antwortet wenig. Sie ist stiller und zarter geworden.

Dann gießen wir Blei. Blei bis Mitternacht. Lieselotte gießt einen Ring, ich ein Schwein. Da hat sie gelacht, mir scheint es, so silbern wie früher.

Um Mitternacht wird Salut geschossen. Draußen und drinnen. Das ist fast zu laut für diese Stadt. Ein Kind im Nebenzimmer beginnt zu kreihschen. Glückliches neues Jahr! Wir erheben unsere Gläser. Wo bleibt Zippelius? Die Sängerin ist bestimmt seine Frau. Sie gießt mir andauernd Bowle ein. Die Gläser klingen aneinander. Alle denken an das kommende Jahr. „Wo bleibt Herr Zippelius?“ frage ich.

„Wer sind Sie denn?“ sagt auf einmal der Wagner-Jünger.

Ich mache eine Verbeugung, soweit ich's noch kann, und nenne bescheiden meinen Namen.

„Und Herr Zippelius?“ frage ich wieder, „wo bleibt Herr Zippelius?“

„Herr Zippelius wohnt ein Stockwerk höher...“

Wie eine Bombe fällt diese Antwort ins Zimmer. „Ein... Stockwerk... höher...?“ murrte ich, sehe erst zu Lieselotte, die jetzt ein Lachen nicht verbergen kann, dann zum Wagner-Jünger, der mich anstarrt. „Sie... sind... nicht... der Vetter Fritz?“

„Noch nie gewesen“, antworte ich. Und indem ich die Lieselotte anschau: „Aber... Sie... sind doch die Lieselotte?“

„Um Gottes willen“, wehrt Lieselotte ab, „ich heiße Eva. Sie haben zuviel Bowle getrunken.“ Jetzt sieht Lieselotte wirklich häßlich aus. Und die Sängerin piepst: „Mein Herr, wie konnten Sie sich so irren!“ Und der Wagner-Jünger: „Er bedankt sich nicht einmal!“ Draußen knallen noch einige Schüsse. Sie wirken auf mich wie Ohrfeigen. „Hochstapler!“ ruft jemand.

Da habe ich mich davon gemacht. Habe meinen Mantel ergriffen, bin die Treppe hinaufgestürzt, richtig, da stand: Zippelius!

Ich Dummkopf! Lieselotte schreit er in mir. Alles Klingeln hilft nichts. Totenstille. Nach der Unendlichkeit von zehn Minuten stehe ich wieder auf der Straße. Das Haus grinst mich hässlich an. Ich schleiche um die Ecke. Ach, Lieselotte...! Wie schön waren die Zeiten!

Am andern Morgen bin ich abgefahren.

hinein, wo der Tisch mit einem glänzend weißen Tischtuch und mit feinem Porzellan gedeckt stand, und herrlich dampfte eine mit Pflaumen und Äpfeln gefüllte, gebratene Gans darauf! Und was noch prächtiger war, die Gans sprang von der Schüssel herab, watschelte auf dem Fußboden hin mit Gabel und Messer im Rücken, gerade auf das arme Mädchen kam sie zu. Da erlosch das Schwefelholz, und die dicke, kalte Mauer war zu sehen.

Sie ründete ein neues an. Da saß sie unter dem schönsten Weihnachtsbaum. Der war noch größer und aufgeputzter als der, welchen sie zu Weihnachten durch die Glasure bei dem reichen Kaufmann erblickt hatte. Viel tausend Lichter brannten auf den grünen Zweigen und bunte Bilder, wie die, welche die Ladenfenster schmückten, schauten zu ihr herab. Die Kleine streckte die beiden Hände in die Höhe — da erlosch das Schwefelholz; die vielen Weihnachtslichter stiegen höher und höher höher, nun

## Neujahrslied

Von Johann Peter Hebel

Mit der Freude zieht der Schmerz  
Traulich durch die Zeiten.  
Schwere Stürme, milde Weste,  
Bange Sorgen, frohe Feste  
Wandeln sich zur Seile.  
Und wo eine Träne fällt,  
Blüht auch eine Rose.  
Schon gemischt, noch eh' wir's bitten,  
Ist für Thronen und für Hütten  
Schmerz und Lust im Lose.  
War's nicht so im alten Jahr?  
Wird's im neuen enden?  
Sonne wälzen auf und nieder,  
Wolken gehn und kommen wieder,  
Und kein Wunsch wird's wenden.  
Gebe denn, der über uns  
Wägt mit rechter Waage,  
Jedem Sinn für seine Freuden,  
Jedem Mut für seine Leiden,  
In die neuen Tage,  
Jedem auf des Lebens Pfad,  
Einen Freund zur Seite,  
Ein zufriedenes Gemüte  
Und zu stiller Herzensgüte  
Hoffnung ins Geleite!

sah sie, daß es die kleinen Sterne am Himmel waren, einer davon fiel herab und machte einen langen Feuerstreifen am Himmel.

„Nun stirbt jemand!“ sagte die Kleine, denn ihre alte Großmutter, welche die einzige war, die sie lieb gehabt hatte, die jetzt aber tot war, hatte gesagt: „Wenn ein Stern fällt, so steigt eine Seele zu Gott empor.“

Sie strich wieder ein Schwefelholz gegen die Mauer, es leuchtete ringsumher, und im Glanze desselben stand die alte Großmutter, glänzend, mild und heilig da.

„Großmutter!“ rief die Kleine. „O, bring mich mit! Ich weiß, daß du auch gehst, wenn das Schwefelholz ausgeht, gleichwie der warme Ofen, der schöne Gänsebraten und der große, herrliche Weihnachtsbaum!“ Sie strich erlöst den ganzen Rest der Schwefelholzer, welche noch im Bunde waren, sie wollte die Großmutter recht festhalten; und die Schwefelholzer leuchteten mit solchem Glanz, daß es heller war als am lichten Tage. Die Großmutter war nie so schön, so groß gewesen. Sie hob das kleine Mädchen auf ihren Arm, und in Glanz und Freude flogen sie in die Höhe, und da fühlte sie keine Kälte, keinen Hunger, keine Furcht — sie waren bei Gott!

Aber im Winkel am Hause saß in der kalten Morgenstunde das kleine Mädchen mit roten Wangen, mit lichelndem Munde — tot, erfror an letzten Abend des alten Jahres. Der Neujahrmorgen ging über die kleine Leiche auf, welche mit Schwefelholzer da saß, wovon ein Bund fast verbrannt war. Sie hat sich wärmen wollen, sagt man. Niemand wußte, was sie Schönes erblickt hatte, in welchem Glanze sie mit der alten Großmutter zur Neujahrsfreude eingegangen war!

## Das kleine Mädchen mit den Schwefelholzern

Von Christian Andersen

Es war fürchterlich kalt; es schneite und begann dunkler Abend zu werden. Es war der letzte Abend im Jahr, Neujahrsabend! In dieser Kälte und in dieser Finsternis ging ein kleines, armes Mädchen mit bloßem Kopf und nackten Füßen auf der Straße. Sie hatte freilich Pantoffeln gehabt, als sie von Hause wegging, aber was half das! Es waren sehr große Pantoffeln, ihre Mutter hatte sie zuletzt getragen, so groß waren sie, diese verlor die Kleine, als sie sich beifte, über die Straße zu gelangen, indem zwei Wagen gewaltig schnell daherkamen.

Da ging nun das arme Mädchen auf den bloßen, kleinen Füßen, die ganz rot und blau vor Kälte waren. In einer alten Schürze hielt sie eine Menge Schwefelholzer, und ein Bund trug sie in der Hand. Niemand hatte ihr während des ganzen Tages etwas abgekauft, niemand hatte ihr auch nur einen Pfennig geschenkt; hungrig und halb erfroren schlich sie einher und sah sehr gedrückt aus, die arme Kleine! Die Schneeflocken fielen in ihr langes, gelbes Haar, welches sich schön über den Hals lockte, aber an Pracht dachte sie freilich nicht.

In einem Winkel zwischen zwei Häusern — das eine sprang etwas weiter in die Straße vor, als das andere — da setzte sie sich und kauerte sich zusammen. Die kleinen Füße hatte sie fest angezogen, aber es fror sie

noch mehr, und sie wagte nicht nach Hause zu gehen, denn sie hatte ja keine Schwefelholzer verkauft, nicht einen einzigen Pfennig erhalten. Ihr Vater würde sie schlagen, und kalt war es daheim auch, sie hatten nur das Dach gerade über sich, und da piff der Wind herein, obgleich Stroh und Lappen zwischen die größten Spalten gestopft waren. Ihre kleinen Hände waren vor Kälte fast ganz erstarzt. Ah! Ein Schwefelholzer konnte gewiß recht gut tun; wenn sie nur wagen dürfte, eines aus dem Bunde herauszuziehen, es gegen die Wand zu streichen, und die Finger daran zu wärmen. Sie zog eins heraus, „Ritsch!“ Wie sprühte es, wie brannte es! Es gab eine warme helle Flamme, wie ein kleines Licht, als sie die Hand darum hielt, es war ein wunderbares Licht! Es kam dem kleinen Mädchen vor, als sitze sie vor einem großen eisernen Ofen mit Messingfüßen und einem messingnen Aufsatz; das Feuer brannte ganz herrlich darin und wärmte schön! — Die Kleine streckte schon die Füße aus, um auch diese zu wärmen — da erlosch die Flamme, der Ofen verschwand — sie saß mit einem kleinen Stumpf des ausgebrannten Schwefelholzes in der Hand.

Ein neues wurde angestrichen, es brannte, es leuchtete, und wo der Schein desselben auf die Mauer fiel, wurde diese durchsichtig wie ein Flor. Sie sah gerade in das Zimmer

darzwischen. Die weiß doch auch, was sich gehört am Altjahrsabend. Mit einem heißen Zuckerwein kommt sie daher. „Wohl bekommen!“ sagt sie. Und sie stellt das Stutzenglas vor den Bitterle hin.

„Kreuzbataillon!“ sagt er. „Du will ich sehen, wie das mit mir geht!“ „Tut dir nichts“, beruhigte ihn die Ochsenwirtin. Der Bitterle will das gern glauben. Allein, soviel Guttat auf einmal? Er ist das halt nicht gewohnt. „Werden's ja sehen!“ denkt er. Und richtig, wie er hernach wieder draußen in der Schneenacht steht, da ist er nicht ganz der Bitterle mehr. Wie Malkiefer gramelt es ihm im Hirnkasten herum. Bald hört er die Kirchuhr nicht schlagen hören. Doch dann stößt er wacker wie immer in sein Kuhhorn. Auch seinem Spruch merkt man den Zuckerwein nicht an. War noch schöner! Seinen Spruch weiß der Bitterle im Schlaf:

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,  
unser Glock hat eife geschlagen.  
Elfe ist schon Schlafenszeit,  
ganget heim, ihr Wirtshausleute!

So hat's der Bitterle verkündet, und jetzt schlurcht er, schier ein blisches wacklig auf den Beinen, ins Unterdorf hinunter.

Versteht sich, auch beim Kronenwirt gibt es heut Leut' genug. Sogar ein fremdes Fuhrwerk hält vorm Haus. „Der Saubändler von Bildwang“, weiß der Pitterle, wie er vor dem Fuhrwerk steht. „Und ausgepannt hat er auch, der Titus!“ denkt er. „Wird sich wieder einmal einen guten Tag machen.“ Und jetzt spekuliert der Bitterle ein wenig in den Blasenwagen hinein. Von einer Sau ist nichts zu ahnen. „Wirt' keine aufgetriebnen Heber-

der Titus!“ Aber indes, sauberes Stroh ist drinnen. Und da kommen denn Bitterle Gedanken: „Ein Feuer kommt keines aus!“ sagt er sich. „Und außerdem, ich schlaf ja nicht. Solt' es brennen, so bin ich schon da. Ich mein', der Bitterle flücht sich auf ein Viertelstündchen ins Stroh da hinein!“

Das Ding ist gut und schön. Der Titus spannt nach einer Welle ein und führt davon. Wie soll er's wissen, daß er einen blinden Passagier im Wagen hat? Der Zuckerwein war eben doch ein starkes Getränk, der Bitterle ihm nicht ganz gewachsen. Nicht ein Kanonenschlag könnt' ihn jetzt erwecken. So merkt er's auch nicht, wie das Fuhrwerk nach einer kleinen halben Stunde plötzlich wieder anhält. Nicht so zu verstehen, daß der Saubändler bereits daheim wär'. Dem ist bloß eingefallen, er hält noch einen Durst. Und am Grünen Baum zu Herbling kommt er ohnedem schlecht vorbei. Er spannt aber diesmal nicht aus, weil es doch schon spät ist, wirft nur dem Schimmel die Gauldecke über und geht hinein ins Wirtshaus.

Nun, daß ich's sage, es hat nicht mehr weit auf Mitternacht. Der Titus hat kaum die Füße unter dem Wirtstisch, da hebt die Kirchuhr von Herbling zum Zwölfschlag aus. Und was vielleicht ein Böllerschuß nicht vermocht hätte, die brave Glocke bringt es fertig. Schon mit dem ersten Erztönen reißt es den Bitterle aus seinem dicken Dose. Alles was Nachtwächter an ihm ist, sein Geist, sein Gewissen, wird davon wach. Geschwind wie ein Iltis fährt er aus dem Stroh, tappt ein paar Schritte in den Schnee hinein, glaubt nicht anders, als er wäre daheim zu Vogelschwend, und droben hat die Glocke kaum ausgeschlagen, da tutet auch

schon sein Kuhhorn. Und dann hebt er an mit dem gewohnten Spruch.

Aber weit kommt er diesmal nicht, — der Windhesel, der Nachtwächter von Herbling, ist dran schuld. Er ist nicht weit von dem Platz da gestanden. Grad im Augenblick wolt' er die Stunde ausrufen. Und wie drei Teufel fällt er jetzt über den Bitterle her. Mit einem Kreuzadermeten fängt er an, heißt den Bitterle einen Batzenlippel, einen Fuchsschwanz, einen Saufaus und alles, was nicht schön ist. Vollführt einen Lärm, daß man's über sieben Höfe hin hört und die Leut' in einem hellen Gewunder aus dem Wirtshaus herausrennen. Ob man so was schon gehört hält, fragt der Windhesel, daß ein Nachtwächter dem andern in sein Dorf hineinregieren tät? Ob man solch einem Fallot nicht auf der Stell' den Spieß konfiszieren müßt? Sogar vom Gericht schreit der Windhesel was, er kennt sich schier nimmer in seinem siedenden Zorn.

Indes, so heiß wie sich's der Windhesel einbildet, wird die Suppe denn doch nicht gelöffelt. Der Titus legt sich darzwischen, bringt Licht in die dunkle Geschichte. Und wie man's dann heraus hat, wie das alles gekommen ist, da gibt es ein höfliches Gelächter. Ein Gelächter, wie man schon lange keines mehr in Herbling vernommen hat.

Für den Bitterle war das auch kein großer Trost. Er ist dagestanden wie eine verschmälte Krot, konnt' sich selber nicht bewegen. Kein Wörtlein hat er sich dagegen zu reden trauen. Mit einem Stichelstich auf dem Buckel ist er heimgegangen in sein Dorf und bis nah an sein Grab hin war's ihm ein heimlicher Gram, daß ihm so was Bildzumme noch in seinen alten Tagen hat ausstoßen können.

## Der irrende Nachtwächter

Von Karl Burkerl

Die Geschichte ist von Anno Tubak. Aber bärriiche Sachen hat es damals so gut gegeben wie heutzutage. Und dem Bitterle, was der Nachtwächter zu Vogelschwend war, hat man's noch lang übers Grab hinausgesagt, was ich hier kurz erzählen will.

Selbiger Bitterle, der schon bald dreißig Jahr zur Zufriedenheit der Bauern, den Wächterspieß in seinem Dorf herumgetragen, geht wieder einmal in einer Altjahrsnacht seinem wichtigen Amt nach. Es ist die Stunde zwischen achte und elfe, und vom Himmel herunter fällt grauam viel Schnee. Wie er auf seinem Gang beim Ochsenwirt vorbeikommt, tritt einer zur Tür heraus, sein Wasser abzuschlagen. Ist der Hintermoser. Er sieht den Nachtwächter losend am Laden lehnen, und so sagt er: „Bist auch da, Bitterle? Schau, daß du hereinkommst. Ein Kirschwässerlein könnt' dir nicht schaden. Ich zahl's.“ Der Bitterle läßt sich's nicht zweimal helfen. Es stäubt also der Nachtwächter den Schnee vom Mantel und sodann hockt er mit dem andern hinter dem Wirtstisch.

„Gott, Nachtwächter, da ist's doch besser denn draußen?“ lacht der Schlatterbauer. „Soll wohl?“ gibt der Bitterle zu. Und jetzt kippt er den Kirsch. Den vom Hintermoser.

„Trink noch einen!“ sagt der Schlatterbauer. „Altwelt!“ lachelt der Bitterle. Und auf diese Weise kommt er zu einem zweiten und dritten Kirschglas. Aber dann meint er, nun wär's Zeit, daß er wieder nach seiner Wacht schauen soll. Und er langt nach seinem Spieß, der neben ihm im Winkel lehnt. Doch da kommt ihm jetzt die Ochsenwirtsin

# Die Buße der Mathilde Stössing

ROMAN VON BILLA SCHROEDTER

## II. Fortsetzung

Es blieb darauf still im Zimmer. Edwin schien sich von seiner Überraschung erholen zu müssen. Nur ein schwaches Licht hing über seinem Bett, das die bleigrauen Wolken durch die Fenster warfen. Es war halb elf, aber noch immer nicht dunkel. Ich konnte Edwin's Profil erkennen, die mit der Stirn eine Linie bildende, sich an der Spitze leicht verdickende Nase, den Mund, der weich geformt, seinem Gesicht das Lebenswürdige, Vertrauensverweckende vermittelte. Sein Haar hatte sich in den Klaffen zerzaust; er sah im Dämmerlicht wie ein großer Junge aus, zumal diese Verwunderung, mit der er meine Mitteilung über Irene angehört, ihn fast kindlich machte.

Ich bedauerte plötzlich, ihn eingeweiht zu haben. Vielleicht kam ihm Irene nun anders vor.

So wartete ich, was er sagen würde. Ich lobte Irene's Tapferkeit, ihren jungen Willen, zu arbeiten, zu vergessen, sich bei einem Kinde zu neuem Leben zu bekennen.

„Armes Ding“, sagte er nach langem Schwelgen. Dann waren wir still, bis er, als ich ihn schon eingeschlafen wähnte, noch einmal bemerkte:

„Es ist gut, daß dieses Kind stirbt, weißt du, Thilde. Wenn sie eine Ehe schließt, Kinder bekommt, würde das erste Baby nur störend gewesen sein. Ach, Thilde, wenn dir dein angeborenes Samaritertum nur nicht einmal übel bekommt.“

Er griff von seinem Bett aus nach meiner Hand und drückte sie fest. Wir lagen ein Weilechen so, Hand in Hand. Mein Herz schlug laut, ich glaube, er mußte es hören. Aber er atmete nicht, warum es so schlug. Er wußte nicht, wie wenig gut ich war, nein, das wußte er nicht. Ich hoffte darum, er sollte es nie erfahren.

Wir hatten am nächsten Tag Wasche eingewaschen, Frau Texas und ich. Das war immer ein über Zustand in unserer ja nicht allzu großen Wohnung. Wir mußten, da die Waschküche auf dem Boden im Kriege arg beschädigt worden war, in unserer nicht großen Küche waschen. Dann standen die Behälter herum, ein Teil der Wasche lag in der Badewanne und ich war meistens froh, wenn die beiden Tage hinter uns lagen, wo sich überall eine Unordnung bemerkbar machte, die namentlich Männern so unangenehm ist. Irene kam gegen zehn mit zwei Koffern an, dabei hatte ich noch gar nicht recht überlegt, wo ich sie unterbringen wollte. Zuerst also räumte ich ihr eiligst den weißen Kleiderschrank ein, der in einer Art Alkoven, der Verlängerung unseres Korridors, stand. In diesem Alkoven sah es ganz nett aus, ich hatte ihn zu einem Fremdenzimmer umgestaltet, zu der Zeit, als wir noch Besuche bekamen. Es stand ein Bett darin mit einem Nachttisch, der weiße Kleiderschrank und ein kleines Sofa, eine Causeuse, die einmal sehr hübsch gewesen war, sogar kostbar mit ihrem roten Damastbezug und den vergoldeten Füßen gewirkt hatte. Jetzt war leider die Seide schadhafte geworden, eine Sprungfeder war nicht mehr in Ordnung, und höchstens konnte man das kokett geschweifte Ding noch als Ablage für Kleider oder die Bettdecke benutzen.

In dem Alkoven gab es kein Fenster, so war es unmöglich, dort Irene unterzubringen, trotzdem sie ihn hübsch fand und bat, ihn als ihr Zimmer benutzen zu dürfen. Ich hatte nichts dagegen, wenn sie ihn benutzte, doch wollte ich sie im Esszimmer auf der großen Couch schlafen lassen. Dort war es luftig, der Raum gesünder.

„Sie können sich dann später in unserem Schlafzimmer ankleiden. Mein Mann geht gewöhnlich nach sieben Uhr schon fort. So werden Sie ganz ungestört dort drinnen sein.“ Irene lachte.

„O nein“, sagte sie, „wenn Herr Stössing schon um sieben Uhr fort muß, würde es mir kaum anstehen, mich hinterher erst in Ihrem Schlafzimmer anzuziehen. Ich stehe natürlich früh auf und helfe Ihnen, alles was nötig ist, fertigzumachen.“

Gewöhnlich war ich die erste im Hause auf. Ich machte den Kaffee oder Tee, manchmal auch eine Suppe für Edwin fertig, seine Brote, die er mit sich nahm, und ich trank mit ihm zusammen das Frühstückgetränk. Diese Morgenstunden waren mir immer lieb gewesen. Meistens schlief unser Heinzchen noch oder hatte seine erste Mahlzeit weg, um wieder in seinem Bettchen, zusammengegerollt wie ein Igelchen, neu einzuschlafen. Edwin erzählte mir, was er für diesen Tag vorhatte, wohin er mußte, um Baumaterial zu bekommen, welche Erlaubnis er einholen mußte für diesen oder jenen Plan. Wenn er ging, nahm er mich herzlich in seine Arme, sah mir in die Augen und sagte: „Nun, Thilde, mach es gut, mein Kind. Bis nachher.“ Dann küßte er mich, und ich küßte ihn wieder, nicht stürmisch — wie hätte ich das gewagt? Ich küßte ihn sacht, sehr innig, ich küßte ihn — und das leider! — wie ihn seine Mutter geküßt hätte, mit einem Segenskuß, weil ich einen anderen nicht gewagt haben würde. Aber auch dieser stille, ergebene Segenskuß war mir Glück.

Darum stutzte ich leicht, als Irene davon sprach, früh aufstehen und mir beim Frühstück helfen zu wollen. Es war selbstverständlich, wenn sie es tat, sie fühlte sich ja bei mir als Angestellte, wenn ich auch alles vermied, sie als solche zu behandeln. Etwas härmte mich. Ich wollte die notten Morgen-

stunden mit Edwin nicht missen, sie mit ihm allein verbringen. Ihm sein Frühstück zubereiten, die Brote zu streichen, die er mit sich nahm, das war mein Vorrecht. Ich stand darum leicht abwehrend da, ich schüttelte den Kopf, nein, so sollte es nicht sein.

Alles das aber schien mir doch nicht langen Grübelns wert, verglich ich es mit der neu gewonnenen Ruhe, weil Irene nun bei mir und geborgen war. Es wurde ein gutes Zusammenleben, weil wir alle drei Menschen waren, die einer dem anderen keine Mühe machen wollten oder sie einer dem anderen abzunehmen gedachten, wenn es irgend möglich war. Das Jungchen bildete unseren Mittelpunkt, aber es selbst, soviel sich auch Irene anstrengen mochte, sein Herz zu gewinnen, sah wiederum den Mittelpunkt sei-

lichkeit mit Ihnen. Er kommt wohl doch mehr auf Ihren Mann, Mathilde.“

Ich wandte mein Gesicht zur Seite, ich war plötzlich traurig geworden. Wenn ich auch die Feststellung einer Ähnlichkeit zwischen mir und dem Jungchen immer komisch gefunden, so hatte sie mich doch beglückt. Ich hatte mich dadurch in meinen Muttertraum vertieft. Heute nun hörte ich andere Worte und schob Frau Karringers Meinung auf Irene's Gegenwart. Ob ihr nicht die Ähnlichkeit aufgefallen war, die zwischen ihr und meinem kleinen, lieben Heinz bestand?

Das war nur so ein Gedanke, der mir schnell durch den Kopf huschte. Frau Karringer stand ja ganz unbefangenen meinem Leben gegenüber. Hätte sie wirklich eine solche Ähnlichkeit gefunden, aus ihr irgend

und ungeniert seinen halben Adam zur Schau trug.

Da aber Irene immer so reizend aussah — auch heute in einem ganz einfachen weißen Schürzenrock, mit einer feuerroten, ärmellosen, nur mit Halbändern befestigten Bluse, hatte ich nicht widerstehen können und mich so feierlich allein deshalb angezogen, weil ich wußte, ich mache Figur damit. Frau Karringer äußerte sich darüber auch mit großem Beifall, sie fand vor allem den Schnitt des Kleides schön, die weiche Linie über den Hüften, den Fall des halblangen Rockes, der mir ein schlankes Aussehen gab. Sie stand auf, um eine rosa Rose zu brechen, die sie mir unter die Brust steckte.

„Sie wird nur eine Stunde halten — eine Stunde aber wird sie reizend bei Ihnen aussehen, Mathilde. Lachen Sie doch einmal. Sie könnten es ungeniert gegen gute Bezahlung zur Reklame für eine Zahnpasta tun.“

Ich aber sah, die Arme um meinen kleinen Jungen geschlungen, doch recht traurig da. Alle diese Komplimente erniedrigten mich. Ich hielt sie nur für Tröstungen. Ich glaubte nicht, neben so entsetzenden Frauen wie Frau Karringer und vor allem nicht neben Irene bestehen zu können. Frau Karringer fragte mich einiges über sie.

„Ein wunderschöner Geschöpf“, sagte sie bewundernd. „Ist sie eine Verwandte von Ihnen? Nicht? Aber warum haben Sie dann ein so ganz besonders hübsches Mädchen in Ihr Haus genommen?“

„Ich habe Gefallen an ihr gehabt, und sie ist für mich, meinen Heinz, ein wahrer Gewinn. Warum hätte ich denn Bedenken haben sollen, Frau Karringer?“

Sie wiegte den Kopf hin und her, wollte zuerst mit der Sprache nicht heraus.

„Ich hätte sie sicher auch engagiert“, erklärte sie mir dann. „Sie ist so reizend. Aber wissen Sie, Mathilde — es klingt kleinlich — ich weiß es — man sollte so törichte Eitelkeiten nicht haben — nur wäre es mir nicht angenehm, immer von so einer Schönheit überstrahlt zu werden. Die Männer, Mathilde! Man soll ihnen niemals Gelegenheit geben, auch den allerbesten, den allertreuesten nicht.“

Ich sah sie verwundert und betreten an. Sie hatte nicht nötig, eine weibliche Konkurrenz zu fürchten. Aber ich — das meinte sie doch, wenn sie es auch verblümt ausgesprochen. Oder war sie wirklich so, da sie immer ehrlich sagte, was sie meinte. Hatte sie recht mit ihrer Vorsicht?

Irene kam eben mit dem Tablet aus dem winzigen Küchenraum heraus, den wir in der Laube eingerichtet hatten. Sie ging mitten durch das sprühende Sonnenlicht.

Es versilberte ihr Haar, das metallisch sprühte, fast weißlich schimmerte und einen betäubenden Gegensatz zu ihren großen, hellblauen Augen, zu den feinen, dunklen Augenbrauen abgab. Ihre rosigen Füße trugen wieder die leichten, nur mit dem Riemen über dem Spann befestigten Sandalen.

(Fortsetzung folgt.)



Dampeln am Rhein

nen kleinen Lebens aus in mir. Mein Mann war „Dadda“, auf den er sich freute, sobald er seine Stimme hörte. Er schrie und juchzte, wenn Dadda ihn emporhob, in der Luft tanzen ließ oder ihm die „Tic-tac-tac“ an die kleinen, lauschenden Ohren hielt. Aber nicht lange amüsierten ihn derartige Spiele. Dann bildete er sich schon wieder nach „Mamm!“ um, er suchte sie mit seinen blanken sehnsüchtigen Augen, diesen wunderbar schönen Augen, die wie Perlmutter glänzten, in dem sich die Welt spiegelte, die ihn umgab. Es waren Irene's Augen, und oft durchzuckte es mich schmerzlich, griff es mir heftig an das Herz, wenn ich sie beisammen sah, Irene und Heinrich, und Mutter und Kind so erschütternd ähnlich fand.

Einmal, als wir im Garten waren, an einem Sonntag, kamen die Karringers zufällig vorbei. Sie wußten gar nicht, daß hier unser Stückchen Ackerland lag und sie freuten sich, uns nach längerer Unterbrechung einmal wiederzusehen. Wir waren seit dem Besuch am Müggelsee nicht mehr mit ihnen zusammengekommen. Es gab so viel Arbeit in diesem recht hart gewordenen Sommer. So schön er war — die Sorge um das tägliche Brot ließ uns wahrhaftig oft den lieben Sonnenschein vergessen. Es war klar, daß wir alles daran setzten, um unseren Garten so fruchtbar wie möglich zu gestalten. Auch Karringers erzählten dasselbe. Sie hatten zu ihrem Gärtchen noch ein Stück Erde hinzugekauft, wo sie versuchten, Kartoffeln zu ziehen. Zudem angestrichen sie viel, wie Karringer vernünftiger erklärte, denn er tat es noch immer schwarz, also ohne Angelerlaubnis, behauptete aber, sie hätten immer die prächtigsten Mahlzeiten dadurch.

Edwin zimmerte im Garten einen Geräteschuppen. Er war, weil wieder ein sehr heißer Tag die Hitze bis zu 30 Grad hatte ansteigen lassen, nur mit seinem allerdings hohen Badeanzug angezogen. Seine Füße staken in Strohpanzertöpfen, und den Kopf hatte er wie ein Maharadscha mit einem weißen Schal von mir umwunden. Er war so hübsch, ich mußte ihn immer ansehen. Ich freute mich, weil er doch noch immer kräftig geblieben war, gut aussah und auch voller Hoffnungen steckte. So braun hatte ich ihn noch nie gesehen. Aber wir waren alle im Garten schön braun geworden. Heinzchen sah prächtig aus, seine Augenlein schimmerten und lachten, er kränzte vor Wohlbehagen auf Irene's Armen, strebte wieder nach mir und gab nicht eher Ruhe, bis ich ihn auf meinen Schoß genommen hatte.

Da saßen wir unter dem Vordach der Laube, hatten das Stück Markise gegen die Sonneglut heruntergelassen und Irene war dabei, etwas Schlagcreme zu machen, weil wir ein Stück Eis von einem vorbeifahrenden Wagen bekommen hatten. Karringer sah sich hinten im Garten bei Edwin den Schuppen an. Frau Karringer spielte mit Heinzchen, den sie sehr gewachsen fand.

„Schon ein richtiges kleines Mannsgesicht“, sagte sie. „Schauen Sie ihn an — er hat sich verändert. Heute finde ich wenig Ähn-

einen Verdacht geschöpft — niemals würde sie mir mit ihrem angeborenen Takt darüber eine Bemerkung gemacht haben. Sie liebte mich ja. Gewiß, sie liebte mich. Auch sie sah mich einige Male forschend an, wie es Frau Texas in der Küche an dem Waschtage getan. Auch sie seufzte besorgt und ihr Blick schweifte über den Garten hin, wo die beiden Männer zusammen über den Schuppen diskutierten. Ich war wenigstens vorteilhaft angezogen, in einem weissen, weichen Kleid, einem eigentlich vornehmen Kleid, das noch in meinem Schrank gehangen hatte, für den Garten nicht einmal das richtige Gewand war, namentlich neben Edwin, der so heiter

## ZWEI ERZÄHLUNGEN AUS DEM „SCHATZKASTLEIN“

Von Johann Peter Hebel

### Das wohlfeile Mittagessen

Es ist ein altes Sprichwort: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selber hinein. — Aber der Löwenwirt in einem gewissen Städtlein war schon vorher darin. Zu diesem kam ein wohlgekleideter Gast. Kurz und trotzig verlangte er für sein Geld eine gute Fleischsuppe. Hierauf forderte er ein Stück Rindfleisch und ein Gemüs, für sein Geld. Der Wirt fragt ganz höflich, ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe? O freilich ja! erwiderte der Gast, wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld. Nachdem er sich alles hatte wohl schmecken lassen, zog er einen abgeschliffenen Sechser aus der Tasche und sagte: „Hier, Herr Wirt, ist mein Geld.“ Der Wirt sagte: „Was soll das heißen? Seid Ihr mir nicht einen Taler schuldig?“ Der Gast erwiderte: „Ich habe für keinen Taler Speise von Euch verlangt, sondern für mein Geld. Hier ist mein Geld. Mehr hab' ich nicht. Habt Ihr mir zuviel dafür gegeben, so ist's Eure Schuld.“ — Dieser Einfall war eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur Unverschämtheit dazu, und ein unbekümmertes Gemüt, wie es am Ende ablaufen werde. Aber das Beste kommt noch. „Ihr seid ein durchtriebener Schalk“, erwiderte der Wirt, „und hättet wohl etwas anderes verdient. Aber ich schenke Euch das Mittagessen und hier noch ein Vierundzwanzigkreuzerstück dazu. Nur seid stille zur Sache und geht zu meinem Nachbar, dem Bärenwirt, und macht es ihm ebenso.“ Das sagte er, weil er mit seinem Nachbarn, dem Bärenwirt, aus Brotneid im Unfrieden lebte, und einer dem andern jeglichen Tort und Schimpf gerne antat und erwiderte. Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Gelde, mit der andern vorsichtig nach der Tür, wünschte dem Wirt einen guten Abend und sagte: „Bei Eurem Nachbarn, dem Herrn Bärenwirt, bin ich schon gewesen, und eben der hat mich zu Euch geschickt und kein anderer.“

So waren im Grunde beide hintergangen, und der Dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich noch obendrein einen schönen Dank von beiden verdient,

wenn sie eine gute Lehre daraus gezogen und sich miteinander ausgeöhnt hätten. Denn Frieden ernährt; aber Unfrieden verzehrt.

### Wohin gehst du?

In einer andern Stadt ging ein Bürger schnell und ernsthaft die Straße hinab. Man sah ihm an, daß er etwas Wichtiges an einem Ort zu tun habe. Da ging der vornehme Stadtrichter an ihm vorbei, der ein neugieriger und dabei ein gewalttätiger Mann muß gewesen sein, und der Gerichtsdienner kam hinter ihm drein. „Wo geht Ihr hin so eilig?“ sprach er zu dem Bürger. Dieser erwiderte ganz gelassen: „Gestrenger Herr, das weiß ich selber nicht.“ — „Aber Ihr seht doch nicht aus, als ob Ihr nur für Langeweile herumgehen wolltet. Ihr müßt etwas Wichtiges an einem Orte vorhaben.“ „Das mag sein“, fuhr der Bürger fort: „aber wo ich hingehe, weiß ich wahrhaftig nicht.“ Das verdroß den Stadtrichter sehr. Vielleicht kam er auch auf den Verdacht, daß der Mann an einem Ort etwas Böses ausüben wollte, das er nicht sagen dürfe. Kurz, er verlangte jetzt ernsthaft, von ihm zu hören, wo er hingehe, mit der Bedrohung, ihn sogleich von der Straße weg in das Gefängnis führen zu lassen. Das half alles nichts, und der Stadtrichter gab dem Gerichtsdienner zuletzt wirklich den Befehl, diesen widerspenstigen Menschen wegzuführen. Jetzt aber sprach der verständige Mann: „Da sehen Sie nun, hochgebietender Herr, daß ich die laute Wahrheit gesagt habe. Wie konnte ich vor einer Minute noch wissen, daß ich in den Turm gehen werde, und weiß ich denn jetzt gewiß, ob ich drein gehe?“ „Nein“, sprach jetzt der Richter: „Das sollt Ihr nicht.“ Die witzige Rede des Bürgers brachte ihn zur Besinnung. Er machte sich stille Vorwürfe über seine Empfindlichkeit und ließ den Mann ruhig seinen Weg gehen.

Es ist doch merkwürdig, daß manchmal ein Mensch, hinter welchem man nicht viel sucht, einem andern eine gute Lehre geben kann, der sich für erstaunend weise und verständigt hält.